Aus meiner Jugend

Aus meiner Jugend

Autobiographie
von
M. Lazarus

Mit Vorwort und Anhang herausgegeben
von
Nahida Lazarus

Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann
1913

KSIĄŻNICA PODLASKA im. Łukasza Górnickiego
Nr 3661A
KS. ARCHIWALNY
w Białymstoku
Miejska Biblioteka Publiczna
12062
w Białymstoku
929 =30
LAZARUS M.

Druck von M. Lehrberger & Co., Frankfurt a. M.

Vorwort.

Kriegsgeſchrei mißtönt durch die Welt!

Iſt das die Stimmung, ein Bild friedſamen Denkerdaſeins, eine rührende Jugendidylle, eine kulturhiſtoriſche Studie aus den Lern- und Lehrjahren eines Philoſophen zu geben und zu empfangen?

Vielleicht. Oder beſſer: gewiß. Gerade unter dem allgemeinen Albdruck verlangt die Seele nach Erhebung, in der öffentlichen Zerfahrenheit nach eigener Sammlung. Der politiſchen und ſozialen Streitigkeiten müde, mag mancher, mögen viele ſich um ſo bereitwilliger in ein Buch vertiefen, das wie ein Hohelied auf reines Denken und Wollen, auf ideales Streben und Arbeiten an- und ausklingt. — Legt der Säemann, weil Wind und Wetter herrſcht, die Hände in den Schoß? Nein. Er wird graben und den Boden vorbereiten für künftige Saat . . .

Nur auf mein eindringliches Zureden entſchloß ſich Lazarus, mir — ſeiner damaligen Schülerin — Mitte der achtziger Jahre ſeine Jugendgeſchichte zu diktieren; nur bruchſtückweiſe, wie ſeine karge Muße es erlaubte. Jahrelang wurde pauſiert. Schwere Sorgen lähmten des Denkers Mitteilſam-

keit. — Erſt da ich als ſeine Gattin ihm ermutigend zur Seite ſtehen durfte, wurde die Autobiographie fortgeſetzt und beendet: abſichtsvoll nur bis zum Jahre 1850. Von da ab gehört Lazarus der Welt, und andere mögen über ihn und ſein Wirken berichten.

Am 13. April 1913 ſind es zehn Jahre, daß er dahingegangen . . . Zu dieſem Gedenktage veröffentliche ich das Manuſkript als Gedenkſchrift für alle, die ihn kennen und — nicht kennen — — und danke Herrn Rabbiner Dr. A. Tänzer auf das herzlichſte für die hingebungsvolle Mühe, mit der er Stellen des Textes, die für den Unkundigen erklärungsbedürftig erſchienen, durch Fußnoten erläutert und ergänzt hat. Ich danke auch dem Neffen meines Mannes, Dr. A. Lazarus, Rabbiner in Frankfurt a. M., für ſeine freudige Mithilfe beim Korrekturleſen, und ſchließlich ſpreche ich hier der rührigen Verlagshandlung meine Genugtuung aus, daß ſie dem Werk ein ſo gefälliges Gewand verliehen, daß es nicht nur für Studienbefliſſene, ſondern auch als Geſchenk- und Familienbuch für weiteſte Kreiſe beſtimmt erſcheint. Sein innewohnender pädagogiſcher Wert iſt unverkennbar.

Möge es ſich als ſolch ein pädagogiſches Familienbuch einbürgern und das Andenken an Lazarus lebendig erhalten!

D. H.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Erster Abschnitt. Im Elternhaus 1

Daten der Geburt 1
Familie. Die Großmütter. Führung des Hauſes 2
Gemeinſchaftliche Mahlzeiten 3
Niemals Streit! 4
Erziehung zur Pietät und zu edlen Sitten 5
Früheſte Erinnerung: Rabbi Sekel 7
Präliminarien zu einem erſten Unterricht 10
Erſtes Hören- und Liebenlernen der hebräiſchen Sprache. Rabbi Selig 11
Onkel Waldenburg. Profitables Zuhören 13
Erſte ſtaatliche Elementarſchule, auch für die Juden. Meine Vorliebe für Grammatik 14
Unverſchuldete erſte (und einzige) Ohrfeige von der Hand des Onkels. Seine Herzensgüte. Onkel Waldenburgs Sterben 15
Bibel- und Talmudſtudium beim Vater. „Verhören". Charakteriſtik des Vaters 16
Seine Baſtelluſt, Ordnungsliebe, — ſein Einfluß auf andere 17
Vielfache Lektüre. Der Uhrmacher als Bücherſpender . . 21
Des Vaters Wohltun und Menſchenliebe. Kennt keinen Unterſchied der Konfeſſion 22
Poſtillion Zülike und ſeine Baracke 23
Prozeſſe; des Vaters 32 Vormundſchaften 24
Bunte Beſchäftigung: Buchbinderei, Schreibkunſt uſw. Was ſie mir einbringt . . . Luſt am Schenken, Helfen, Dank bezeugen 27
Beredſamkeit. Grabrede auf ein Kätzchen. Treue Nachahmung des Wanderpredigers 28

Seite

Intereſſe für die herrſchenden Streitigkeiten zwiſchen Staat und Kirche. Aufmerkendes Zuhören der Geſpräche über Verhaftung des Erzbiſchofs von Poſen 30
Charakteriſtik des friedlichen und vertraulichen Verhältniſſes der Juden zu den Katholiken und Proteſtanten, während letztere ſich untereinander anfeinden 31
Mein grübleriſches Sinnen und Suchen bei Beobachtung dieſer drei gänzlich verſchiedenen Religionsgemeinden, tiefſte Wurzel der Völkerpſychologie 32
Vergleichende Urteilskraft 33
Denkwürdige Abſchiedsfeier bei Abreiſe des Vetters meines Vaters. Rührendes Verhältnis 34
Geſchäftsreiſen des Dreizehnjährigen! — Anmutige jüdiſche Sitte der Beſuche und Begrüßung fremder Rabbiner . . 36
Ausflüge, um zum Laubhüttenfeſt Myrtenzweige zu beſchaffen 37
Der alte Kirſchbaum 39
Einblick in fabrikmäßige Handwerke. Allgemeines über jüdiſche Zuſtände. Bis zum Jahre 1833 nur „Geduldete“ 40
Beſchäftigung als Lehrer. Heimlicher Unterricht bei verſchloſſenen Türen und Fenſtern! 41
Die Donnerstagnächte! Tagesordnung 42
Der Kurniker Bocher, mein liebſter Freund. Sein tragiſches Schickſal 44
Jüdiſche „Füchſe und Scholaren“. Offizielle Prügel als ſymboliſche Handlung 47
Für den Kurniker Bocher iſt die Buchdruckerkunſt nicht erfunden . . . da er keine Bücher kaufen kann, muß er ſie ſchreiben!! — Seine Bienenemſigkeit 48
Mein eigener Bidungsgang: eine Maſſe von Kenntniſſen, aber noch keinen Begriff von Geſchichte. — Was ſoll mit mir geſchehen? 49
Ich gehe nach Poſen. — Aufreibendes Doppelleben. Tagesarbeit. Nachtſtudium. Erkrankung 51
Entſchluß, die Kaufmannſchaft aufzugeben und mich ganz der Wiſſenſchaft zu weihen 54
Sehnſucht nach methodiſchem Studiengang 55

Seite

Zweiter Abſchnitt. In der Fremde 58

Ankunft in Berlin. Eindrücke. Theaterabende (die berühmteſten Künſtler damaliger Zeit!) 59
Der alte Pleßner 60
Sondershauſen. Drei Vierteljahr habe ich von vier Louisdors gelebt. Am 22. Januar 1843 der erſte lateiniſche und griechiſche Unterricht! 62
Eine tiefe Ohnmacht Fingerzeig, meine anſtrengenden Studien einzuſchränken 65
Beſuch in Bremen bei meinem Onkel 68
Erlaubnis zum Aufenthalt dort von Johann Smidt erhalten. Vielfache Lektüre und Studien. Perſönliche Beziehungen 69
Herr von S. 72
Der alte P. 74
Der blinde Greis 75
Die Goldſchmieds-Witwe 76
Ich ſoll das Landrabbinat von Stade übernehmen! . . . 78
Oſtern 1844 neuer Lebensabſchnitt: Eintritt in das Gymnaſium zu Braunſchweig. Direktor Krüger mein Gönner 79
Meine erſten Freunde: Abeken und Reſe. Der frierende Studioſus! Frühjahr 1845 geſtaltet ſich das Daſein behaglicher 81
Wozu ich meinen Pfingſtſonntag benutze!! — — — . . . 82
Wiſſenſchaftliche Dispute. Bamberger. Dr. Schreiber . . 84
Spaziergänge mit Griepenkerl 85
Er betraut mich mit der Ordnung ſeines literariſchen Nachlaſſes und der Korreſpondenz Herbarts mit ſeinen Schülern 87
Mein Ringen nach abgeklärter Weltanſchauung! 93
Angſt mich ſelbſt zu verlieren 96
Oſtern 1845 97
Rede des Direktor Krüger bei meinem Abgang 99

Dritter Abſchnitt. Universitätsstudien in Berlin und die Wahl des Berufes 108

Berliner Bekanntſchaften 109
Karl Günther 110

Seite

Der eingefallene Schornſtein im Elternhaus zwingt mich, eine Hauslehrerſtelle in Oppeln anzunehmen. Oſtern 1847. Begegnungen dort 115
Rückkehr nach Berlin und Vollendung der Studien . . . 117
Vier Monate Redakteur der Bürgerwehrzeitung 1848 . . 122
Verheiratung zu Oſtern 1850 123
Meine erſte Schrift: „Über die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland“ 124

Anhang. (Ergänzungen zum Haupttext) 125

Erſter Abſchnitt. Im Elternhaus.

Filehne[1] liegt da, wo drei Provinzen zuſammentreffen, Poſen, Preußen, Brandenburg, im Winkel der Netze, und hat ungefähr 3000 Einwohner, zu faſt gleichen Zahlen Deutſche, Polen, Juden, was ſich deckt mit den drei Religionen. — Am 15. September 1824 bin ich geboren, nach dem Mondjahr der Juden am 22. Elul 5584, alſo acht Tage vor dem Rüſttage des Neujahrfeſtes. Infolgedeſſen fiel das Beſchneidungsfeſt auf ein Halbfaſten. Zu einer religiöſen Feier geladene Gäſte ſind des Faſtens ledig. Der Vater ließ nun die ganze Gemeinde zu dem Feſte einladen; ſo waren ſie alle vom Faſten frei, da ſie an dem Feſtmahl teilnahmen. Das wurde ſpäter immer als Vorbedeutung wiederholt: ein gründliches Zeugnis für des Vaters weitgeſpanntes Wohlwollen. — Ich erhielt den Namen Moſes. Wie immer bei den Juden nach einem verſtorbenen Vorfahren, da mein älterer Bruder den Namen meines Großvaters be-

[1] Die Verhältniſſe haben ſich ſeither weſentlich verſchoben. Die Kreisſtadt Filehne im preußiſchen Regierungsbezirk Bromberg zählt unter 4672 Einwohnern ca. 1300 Katholiken und 330 Juden.

kommen hatte, ſo ward mir der des Urgroßvaters, eines Stiftrabbiners zu Berlin, beſtimmt. Auf dieſen kontinuierlichen Zuſammenhang der Geſchlechter in der Namensgebung wird ein großes Gewicht gelegt; meiſt wird ſogar eine halb rationell durch Erzählung, halb myſtiſch vorbereitete Erbſchaft der Charakterzüge daraus erwartet. Wie oft hat meine Großmutter und deren Schweſter, die Tochter des Urgroßvaters, mir aus dem Leben dieſes ihres Vaters erzählt! In der ganzen Generation, die vor mir war, hatte der Großvater (Saide) Moſes geheißen, und nie wurde ich anders gerufen. Noch bei Lebzeiten ſeiner Eltern wurden mir die ſilbernen Leuchter geſchenkt, welche von demſelben Ahnen ererbt waren. Sein Grab befindet ſich hier in Berlin auf dem alten Friedhofe in der Großen Hamburger Straße in der vorderſten Ehrenreihe.

Die Haushaltung war außerordentlich charakteriſtiſch; noch ganz in dem alten patriarchaliſchen Zuſammenhang der aus mehreren Familien und Generationen zuſammengeſetzten Familie. Die beiden Frauen, meine Großmutter und ihre ältere Schweſter, Eſterchen und Gitelchen geheißen, waren die eigentlichen Haushaltungsvorſtände, die Regenten und Beſitzer von Haus und Hof in einem für die kleine Stadt ziemlich ausgebreiteten Geſchäfte. Die Ältere hatte den eigentlichen Betrieb, die Jüngere die Buchhalterei und Korreſpondenz.

Jede der beiden Schweſtern hatte mehrere Kinder. Als ich geboren wurde, waren alle verheiratet und außerhalb des Hauſes, meiſt auch außerhalb der Stadt. Aber jede hatte einen Sohn, meinen Vater alſo und ſeinen Vetter. Dieſe beiden Familien lebten gemeinſchaftlich unter der Waltung der Großmütter. Die Familie meines Onkels war viel zahlreicher als die unſerige, aber wir machten ſchlechthin ein einziges Haus. Die beiden jüngeren Familien hatten zwei getrennte Wohnungen, aber unter demſelben Dach; jedoch die Mahlzeiten wurden von uns allen, alt und jung, gemeinſam in der einen gemeinſchaftlichen Wohnſtube der Großmütter eingenommen. Die Erwachſenen, alſo Großmutter und Eltern mit den Gäſten, wie ich gleich ſagen muß, denn es hatte an ſolchen, beſonders an Sabbat- und Feſttagen, faſt niemals gefehlt, — ſaßen an dem einen, die Kinder am andern Tiſch. Nur an zwei Abenden des ganzen Jahres, am Oſterfeſt, wurden lange Tafeln gerüſtet, an denen auch die Kinder, zwiſchen den Gäſten verteilt, ſitzen durften. Ich ſagte, daß die Großmütter die Beſitzer und Führer des Geſchäftes waren, das war auch ſchon bei Lebzeiten ihrer Männer ſo geweſen; denn dieſe lagen ihren theologiſchen Studien ob, geradeſo, wie auch mein Vater und ſein Vetter[2] — den ich ſchlechtweg Onkel

[2] Der weiterhin genannte Onkel Waldenburg.

nennen werde, wie ich ihn als Kind nannte — ihren Studien oblagen und nur gelegentlich zu einer Beratung geſchäftlicher Angelegenheit oder Reiſe herangezogen wurden.

Von irgend einem Streit zwiſchen den beiden Großmüttern oder ihren beiden Söhnen habe ich nicht die geringſte Erinnerung. Wiſſenſchaftliche Dispute dagegen gehörten bekanntlich bei den gelehrten Juden zur Tagesordnung. Sie wurden als Beruf des Lebens wie als höchſter Genuß desſelben, auch für den Zuhörer, auch für diejenigen, die ihnen nicht folgen konnten, aufgefaßt, — aber einen Streit oder gar einen Zank hat mein Ohr nie vernommen. Eine gewiſſe Eiferſucht nur gab es zwiſchen den beiden Müttern, wohl beſonders, weil meine Mutter als die weitaus Geſchicktere, den Großmüttern zur Hand Gehende, ſowohl zur Teilnahme an der Wirtſchaft als an dem Geſchäft mehr gewürdigt wurde. Die Großtante war dabei in ihrem Charakter von der Großmutter ſehr verſchieden. Jene energiſch, weltgewandt, gelegentlich auch heftig, dieſe innerlich, zart, fein, von unendlicher Sanftmut; nur in dem einen, was man Herzensgüte nennt, waren ſie einander vollkommen gleich! — Auf meine Erziehung hatte die Großmutter den größten Einfluß geübt, obgleich ſie nie direkt in dieſelbe eingegriffen hat. Aber ihr ſanftmütiges, gütiges und helles Weſen ſtellte uns von früh auf in den Bann guter Sitte.

Durch einen Blick, ein Wort veredelte ſie uns. Noch höre ich ihre ſchöne, reine Stimme, wenn ſie Pſalmen und Gebete, wie ſie es liebte, laut pſalmodierend rezitierte. Dann ſchwebte eine Weihe durch die Räume, und ich weiß deutlich, wie manchmal ich als Knabe von 11—12 Jahren von einem Schauer ergriffen wurde, der aus kindlich-ſchwärmeriſcher Liebe für ſie und einem Anflug von religiöſer Schwärmerei gemiſcht war. Ihr zu widerſprechen, ſie zu erzürnen, ihr auch nur zu mißfallen, wäre uns unmöglich geweſen; nur, vielleicht am meiſten deswegen, haben wir ſie oft und viel geneckt, beſonders mit ihren übermäßigen Anſprüchen an uns zur Befolgung edlen Anſtandes oder feiner Sitten. Und es wirkte ihr Wort, wo es ganz aus der Sachlage und aus dem Herzen kam, überwältigend. Eines Tages hatte ich einen Weg für ſie gemacht. Aus einer Seitenſtraße heraus und quer über die Hauptſtraße kommend, war ich in haſtigen Sätzen herangeſprungen. In derſelben Stunde war drüben ein Nachbar geſtorben: „Schickt es ſich, ſo über die Gaſſe zu jagen, wenn Trauer in der Gaſſe iſt?“ — Es lief mir kalt über den Rücken, und ich hatte eine Lektion fürs Leben erhalten, welche in unendlichen Variationen anwendbar iſt.

Eine oft wiederkehrende und beſonders liebe Neckerei: jeden Nachmittag des Freitags mußten wir an einige, am Neumond an mehrere, am Rüſt-

age der großen Feſte an viele Witwen, Alte, Arme und Kranke Geld bringen; das hatte die Großmutter nach der Liſte für jeden Empfänger in ein Papierchen gewickelt, obendrauf den Namen geſchrieben. Nun beſaß aber jedes im Orte ſeinen Spitznamen, zuweilen einen recht derben. Die Großmutter hatte dieſen nicht nur im Schreiben, ſondern auch im Sprechen ſtreng vermieden; wir Jungens aber laſen ihr die Namen laut vor, immer ſtatt des einfachen den Spitznamen; das tadelte ſie dann als eine „Verſchautigkeit“, aber ein Gaudium war's, wenn wir ſie dennoch einmal zum Lachen bringen konnten; waren die Namen doch oft drollig genug!

Ich will zwei meiner früheſten Erinnerungen herſetzen, da ſie ſich auf die beiden Großmütter, dann aber auch auf einen Mann beziehen, den ich nur zweimal geſehen zu haben mich erinnere, und deſſen Charakterbild doch meine ganze Jugend begleitet hat und mich heute noch mit Ehrfurcht erfüllt. Wenn ich ſpäter davon als von einer ganz deutlichen Erinnerung erzählte, hatte mein Vater durch Rechnung feſtgeſetzt, daß ich nicht ganz fünf Jahre alt geweſen war. Aus dem Geſchäftsladen der beiden Frauen ſehe ich ſie beide an einem hellen Sommernachmittag heraustreten, mich mit ihren Händen in die Mitte nehmend. Hinter ihnen aber wurde der Laden wie zur Nacht völlig geſchloſſen, und ich ſah dann weiter, daß alle Läden in der Gaſſe geſchloſſen

waren. Das war ein ungewöhnliches Zeichen der Pietät gegen die Leiche eines hochverehrten Mannes, welche ſoeben dahergefahren wurde. Die Großmütter folgten mit mir der Leiche bis zum nächſten Brunnen (Frauen gingen überhaupt beim Leichenbegängnis von Männern nur ausnahmsweiſe und nur eine kurze Strecke mit), wuſchen die Hände und kehrten um. Im Hauſe und in der Stadt war tiefe Trauer. Das konnte ich als Kind ſchon merken.

Meine zwei Erinnerungen ſind alſo folgende: Wohl einige Wochen, vielleicht Monate vor eben dieſem Begräbnistage, an einem Sonnabendnachmittag, nahm mich mein Vater bei der Hand, und ich begleitete ihn an das Krankenbett jenes Mannes, des Rabbi Seckel. Wir blieben lange dort. Am Schluß rief mich mein Vater heran und ließ mich von dem kranken Manne ſegnen, und ſeltſam: nur folgendes aus dem ganzen Bilde ſteht noch deutlich vor meiner Seele, während ich alles übrige vergeſſen habe: das Bett ſtand vor einem Schranke, ſo daß der Zugang zu demſelben verſperrt war, — dann die freundlichen Augen des alten Mannes, der graue Bart und die dürre Hand, die mich geſegnet hatte[3].

Zweites Bild: Man meldet bei uns, Rabbi Seckel wolle abreiſen. An der Hand meines Vaters ſtehe

[3] Vgl. Lazarus' zutreffende und feinfühlige Ausführungen über die Bedeutung der ſegnenden Handauflegung in „Treu und Frei", S. 305 ff.

ich vor dem Hauſe. Viele Männer umringen einen Wagen — mehrere rüſtige junge Männer tragen den alten Rabbi auf ihren Schultern, heben ihn in den Wagen, rücken ihm Sitz und Polſter zurecht, alles nimmt Abſchied; zwiſchen dem Abreiſenden und meinem Vater große, herzliche Bewegung. Der Wagen rollt davon. Alle Männer beten laut. — Aus ſpäteren Erfahrungen weiß ich, daß es der Prieſterſegen und der 90. Pſalm waren, mit denen man dem Abreiſenden das Geleite gab. Wenn der Pſalm vorüber, iſt auch gewöhnlich das enteilende Gefährt den Blicken entſchwunden.

Rabbi Seckel war entfernt, ſeine Frau näher verwandt mit meiner Großmutter, außerdem war ſein Sohn mit der Schweſter meines Vaters verheiratet. Aber viel mehr als dieſe verwandtſchaftliche Beziehung war die einer unſäglichen Verehrung, welche mein Vater ſo lange bekundet hat, wie er lebte; alſo über 40 Jahre hörte ich ihn bei jeder Gelegenheit von dem Manne als von einem nahen Vertrauten, innig geliebten und heiligen Manne reden.

Pſychologiſch intereſſant: noch ſehe ich die Überröcke, welche beide Großmütter an jenem Tage haſtig überwarfen, um der Leiche zu folgen: grünes Zeug mit kleinen, bunten Blümchen.

Wer war Rabbi Seckel? — Ein Kaufmann und das „Haupt“ des Rabbinatskollegiums; bekanntlich

der Titel des zweiten Vorſitzenden, während der erſte der „Vater“ des Kollegiums heißt. Das Handelsgeſchäft des Rabbi beſtand darin, daß er zur Meſſe reiſte, Waren einkaufte für die Händler und Hauſierer des Ortes. Ein beſtimmter Prozentſatz wurde zu dem Kaufpreis der Ware geſchlagen, welche die Abnehmer je nach Bedarf und meiſt auf zinsloſen Kredit erhalten. Solche Händler und Hauſierer hießen Flanters (Volontärs), von denen der Rabbi außer ſeinem Geldgewinn das wohlverdiente unbedingteſte Vertrauen und eine Verehrung genoß, welche die einfachen Menſchen alle, alle geadelt hat. Das Benehmen derſelben habe ich eben geſchildert; man kann ſich denken, daß der Rabbi nur wenige Stunden der Woche von ſeinem Kommiſſionsgeſchäft, wie wir es heute nennen, in Anſpruch genommen war. Alle übrige Zeit gehörte ausſchließlich dem völlig unbeſoldeten Dienſt des Rabbinats, dem faſt unausgeſetzten Studium der heiligen Schriften und den Lehrvorträgen, von denen ihn nur Handlungen der Wohltätigkeit noch abzogen. Bei jedem Krankenbett, in jedem Hauſe des Leids, bei jedem Familienfeſt war er, wenn auch nur auf Minuten, zu finden, um Hilfe, Troſt und immer Ehre in das Haus zu bringen. Sein bloßes Erſcheinen brachte Rat und Ruhe oder Glanz und Freude. Mein Vater war ſein Erbe als Haupt des Rabbinatskollegiums und als Lehrer des Vereins, in welchem jeden Samstag-

nachmittag ein populärer religiös-wiſſenſchaftlicher Vortrag gehalten wurde. Hierbei wurde mein Vater mein erſter — vielleicht auch mein letzter — Lehrer der Beredſamkeit.

Präliminarien eines erſten Unterrichts habe ich auf ſeltſame Weiſe früh erhalten. Leſen gelernt habe ich ſpät: ich werde wohl acht Jahre alt geweſen ſein; es wollte bei den früheren Verſuchen, obwohl ich ein ganz gewandter Burſche war, zum Staunen aller, gerade mit dem Leſen nicht recht gelingen, bis der Arzt auf den Gedanken kam, es möchte mit meinen ſcheinbar ganz geſunden Augen nicht ganz richtig ſein. In der Tat war ich weitſichtig, und nun verſchrieb man mir eine Brille, die ich um mein achtes und neuntes Jahr gebrauchte, Erſt im zwanzigſten war ſie dann wieder für zwei Jahre und ſeit zwanzig Jahren für immer zum Leſen und Schreiben nötig geworden. Doch bevor ich leſen konnte, ſchlug wiſſenſchaftliches Studium durch etwa drei Jahre wochentäglich morgens von 6—8 (im Sommer von 5—7 Uhr) in hebräiſcher Sprache an mein Ohr. Mein Vater, mein Onkel und ein alter Herr, Rabbi Selig, betrieben jeden Morgen gemeinſchaftliches Talmudſtudium. Ich war ein großer Liebling des Letztgenannten, und da ich abends ſehr früh zu Bett gebracht war, holte er mich morgens — er wohnte mit uns auf derſelben Flur —, wenn er meinen Vater zum Studium weckte, aus dem Bette, ſetzte

mich im Hemde, wie ich war, an ſeine Bruſt, in ſeinen Hauspelz eingehüllt, und ſo lauſchte ich aufmerkſam den unverſtandenen Vorträgen. Ich mochte neun Jahre alt geweſen ſein, als der Alte aus Filehne fortzog, aber ſo oft er zum Beſuch kam, was wohl alljährlich geſchah, pflegte er zu erzählen, daß ich kaum zwei- oder dreimal im Jahr in ſeinem Pelz wieder eingeſchlafen ſei. —

Die früh gehörten, ſehr wenig verſtandenen Dinge, welche für meine Kenntnis der hebräiſchen Sprache gewiß nicht ohne Einfluß geblieben ſind, verſchmolzen ſpäter alle mit dem folgenden Studium, ſo daß mir auch nicht eine einzige klare Erinnerung geblieben iſt, nur die ſehr voneinander verſchiedenen Stimmen der drei Männer, deren Geſtikulation und Redeweiſe habe ich noch vor der Seele. Und von Rabbi Selig muß ich heiter und dankbar berichten, daß er ein großes und kräftiges, aber ungemein gütiges Geſicht hatte, und ein Paar Augen, welche bei aller Freundlichkeit zugleich einen ſo ſtarken, wie ein Blitz treffenden Glanz hatten, wie ich es nur noch einmal in meinem Leben, und zwar bei Friedrich Rückert[4] wiedergeſehen habe; aber Rückerts Augen waren dunkel und die meines Rabbi Selig blau. Auch er hat mich, als ich ihm mein erſtes Blatt aus dem Talmud vorgetragen hatte,

[4] Vgl. Lazarus, Kapitel „Rückert“ in „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen“, Berlin, Reimer, 1906, S. 3.

geſegnet, und ich habe die Tropfen wohl bemerkt, die aus ſeinen Augen auf meinen Kopf fielen.

(Ich will gleich anführen, daß ich in meinem zehnten Jahre mit meiner Mutter eigens nach der Stadt Poſen geſchickt wurde, um von dem dortigen weitberühmten Rabbi Akiba Eger[5], auf deſſen Hoch-

[5] R. Akiba Eger, geboren am 8. November 1761 zu Eisenſtadt, geſtorben am 12. Oktober 1837 in Poſen, genoß weithin ſowohl durch ſeine mit hervorragendem Scharfſinn gepaarte Gelehrſamkeit, wie durch ſeine hohen Tugenden große Verehrung. Schon als Zwölfjähriger, als Schüler ſeines Onkels Wolf Eger, der ein talmudiſches Lehrhaus in Breslau leitete, erregte er Aufſehen. Mit achtzehn Jahren heiratete er die Tochter eines reichen Mannes in Liſſa und lebte dann daſelbſt als Privatmann, nur gelehrten Studien und der Ausbildung von Schülern ſich widmend. Durch eine Feuersbrunſt verlor ſein Schwiegervater ſein Vermögen, und Eger ſah ſich 1790 gezwungen, das Rabbinat in Märkiſch-Friedland anzunehmen. Zweiundzwanzig Jahre ſpäter folgte er einem Rufe als Rabbiner nach Poſen. Er hat Tauſende von Schülern ausgebildet, die aus den entfernteſten Ländern nach ſeinem Lehrhauſe ſtrömten. Er hat verſchiedene ſehr angeſehene Werke verfaßt, Kommentare zur Miſchna und zum Schulchan-Aruch, und nach ſeinem Tode wurden ſeine Gutachten in mehreren Bänden herausgegeben. Er war eine beſcheidene, friedliebende Gelehrtennatur voll innigſter Frömmigkeit und ein nie ermüdender Wohltäter der Armen. Von R. Akiba Eger erzählt Lazarus in ſeiner köſtlichen Milieuſchilderung „Aus einer jüdiſchen Gemeinde vor fünfzig Jahren“ in „Treu und Frei“, S. 286, folgenden, die hohe Wertſchätzung des Talmudſtudiums charakteriſierenden Ausſpruch: „Als er (Eger) auf der Reiſe in einem Dorfe die Freudenjauchzer aus einer Bauernſchenke vernahm, fragte er: ‚Was bedeutet der Jubel? Haben ſie etwa ein Problem der Toſafiſten (Kommentatoren des Talmuds) gelöſt?‘ Für ihn und ſeinesgleichen gab es ſonſt in der Gotteswelt keinen andern Grund für das Gefühl ſeligen Behagens.“ Vgl. auch daſ. S. 288.

ſchule des Talmuds mein Vater ſeinerzeit ſtudiert hatte, geſegnet zu werden.)

Mehr erinnerlich, zum Teil bis auf beſtimmte Gegenſtände, iſt mir ein anderer Unterricht, den ich vor dem Leſenlernen genoſſen habe. Mein einziger Bruder, welcher zweiundeinhalb Jahre älter war als ich, erhielt mit einigen Altersgenoſſen täglichen Unterricht in Bibel und Miſchna bei meinem Onkel Waldenburg, der mich faſt immer um ſich haben mochte. So hörte ich denn, was unterrichtet wurde; Kreuz- und Querfragen über das Gelernte gehörten zur Methode. Und manchen Apfel und manchen Kuß habe ich von meinem Onkel dafür erhalten, daß ich, als aufpaſſender Zuhörer, zuweilen Fragen zu beantworten wußte, auf welche die eigentlichen Schüler die rechte Antwort ſchuldig blieben. Mit etwa acht Jahren kam ich in die Privatſchule eines uns benachbarten alten und ſehr gelehrten Mannes, der auch der erſte Lehrer meines Vaters geweſen war. Leſen, Schreiben und Rechnen waren die einzigen Unterrichtsgegenſtände. Das Leſen natürlich vorwiegend hebräiſch und Überſetzungen aus demſelben.

Als ich neun Jahre alt war, wurden in der Provinz Poſen die auf Befehl des Staates organiſierten Elementarſchulen auch für die Juden eingerichtet[6]

[6] Die „Vorläufige Verordnung wegen des Judenweſens im Großherzogtum Poſen“ vom 1. Juni 1833. Über deren Einfluß

und ich in die dritte Klaſſe derſelben eingeſtellt. Ich kam ſehr bald in die zweite und als ich zehn Jahre alt war in die erſte Klaſſe, in welcher ich zwei Jahre verblieb, um mit zwölf Jahren (ſtatt der vorgeſchriebenen vierzehn) entlaſſen zu werden, weil ich faſt die ganzen zwei Jahre Primus geweſen war! — Ich brauche eine ſüße Erinnerung nicht zu verſchweigen. Deutſche Grammatik war früh meine Liebe und Stärke. — Was gelehrt wurde, lernte ich, und was ich lernte, wußte ich beſtimmt und verſtand es in der Analyſe anzuwenden. Da geſchah es zwei- oder dreimal, daß der Lehrer der oberſten Klaſſe, welcher es mit Kindern zu tun hatte, die erſt ſpät in die wohlgeordnete Schule gekommen waren, mich aus der dritten Klaſſe herausholte (er

auf das Schulweſen vgl. M. Philippſon, „Neueſte Geſchichte des jüdiſchen Volkes", Bd. I, S. 262 f. Der humane und weitblickende Oberpräſident der Provinz Poſen, Flottwell, der Veranlaſſer dieſes die Bedeutung der Juden für das Deutſchtum in Poſen richtig einſchätzenden Geſetzes, betont in einer Denkſchrift über ſeine Verwaltung: „Der zahlreichen Judenſchaft der Provinz Poſen iſt durch jenes Geſetz eine Verfaſſung gegeben, die ſich namentlich durch die weſentliche und umfaſſende Verbeſſerung ihres Schulweſens und durch die der heranwachſenden männlichen Jugend gewidmete Sorgfalt und Aufſicht als ſehr zweckmäßig bewährt." Nach Philippſon, a. a. O., waren noch im Jahre 1835 unter 292 jüdiſchen Kindern 133 ohne deutſchen Unterricht; im Jahre 1841 gab es kein Kind von vierzehn Jahren mehr, das nicht hätte Deutſch leſen und ſchreiben können. Lazarus ſelbſt ſchildert die Schulverhältniſſe um 1833 ausführlich und anſchaulich in „Aus einer jüdiſchen Gemeinde vor fünfzig Jahren", ſ. „Treu und Frei", S. 294 ff.

trug mich auf ſeinen Armen, um mir ſeine Liebe zu beweiſen), um grammatiſche Nüſſe zu knacken, für welche die Zähne der oberſten Klaſſe nicht ſtark genug waren.

Neben dem Elementarunterricht habe ich bis zu meinem dreizehnten Jahre fortwährend den Privatunterricht meines obengenannten Onkels, welcher zugleich Lehrer der zweiten Klaſſe war, genoſſen. Zwei bis drei Jahre habe ich auch bei ihm gewohnt; er war mir ein zärtlicher Vater. Überhaupt wohlwollend und gütig, war er nur, wahrſcheinlich infolge der Kränklichkeit, die ihn früh hingerafft hat, jähzornig; aber nur einmal habe ich unter ſeinem Jähzorn gelitten: ich erhielt eine Ohrfeige — die einzige in meinem Leben — für ein Verſäumnis, zu welchem ich durch ausdrücklichen mütterlichen Befehl veranlaßt war; ich fühlte wohl, wie weh ihm dieſe Ohrfeige tat, weil er die Entſchuldigung nicht abgewartet hatte; ich glaube, wir waren von da ab noch beſſere Freunde.

Von jeher war ich ſein Liebesbote, um den Armen zu bringen, was er ihnen, ohne je ſich zu nennen, ſandte. Er hatte den Zehnten ſeiner ſauer verdienten Einnahmen pünktlich an die Armen abgeführt, und über Einnahmen und Ausgaben dieſes Zehnten habe ich nach ſeinem Tode die peinlichſte genaue Rechenſchaft vorgefunden. In demſelben Jahre, in meinem vierzehnten, habe ich am Sterbe-

bette meiner Großmutter und dieſes Onkels geſtanden. — Bei meines Onkels Sterbelager auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch. Er wußte, daß er in derſelben Nacht ſterben würde und behielt das Bewußtſein bis zur letzten Minute. Schon am Abend ließ er mich kommen, um bei ihm zu bleiben, bis es vorbei wäre. — Aber erſt gegen Morgen ließ er meine Eltern und den Schulvorſtand kommen, um ihnen ſeine Witwe und die zwei Kinder (darunter den nachmaligen Profeſſor Waldenburg), ans Herz zu legen. Ich ſelbſt mußte auf ſeine ausdrückliche Bitte am Fußende ſeines Bettes ſtehen bleiben, bis er entſchlafen ſei. —

Für meine geiſtige Entwicklung kommt mancherlei in Betracht, was ich außer den Schul- und Privatſtunden gelernt. Faſt alles daran knüpft ſich an Neigungen und Gewohnheiten meines Vaters, bei dem ich Unterricht, und zwar in Bibel und Talmud erſt nach vollendetem dreizehnten Jahre empfangen habe. Bis dahin hatte er mich niemals unterrichtet, ja, ſich um mein Lernen und Nichtlernen anſcheinend gar nicht bekümmert. Freilich war ich in der Hand ſeines ſehr verehrten Schwagers, von dem er wohl alles Nötige erfahren mochte. Auch fand ſich gewiß manche andere Gelegenheit, meine geiſtige Entwicklung zu beobachten oder durch Dritte prüfen zu laſſen. „Verhören“ war ja allgemeine Sitte, und die Erfolge mochte er mir wohl vom Geſicht ab-

leſen. Er ſelbſt war ſehr fleißig. Wenn er heimkam und fand uns Kinder etwa müßig, ſchritt er ſofort an den Bücherſchrank und ſetzte ſich an ſein Studium; mit einem bloßen Blick dabei tat er — und ſelten ohne ſofortigen Erfolg — an uns die Aufforderung, es ihm gleich zu tun. Da ich nun für die Schule ſelten viel zu tun hatte, was mir Mühe oder Zeit gekoſtet hätte, ſo war ich viel mit freier geiſtiger Tätigkeit, namentlich mit Lektüre beſchäftigt. Sie war ganz meiner Wahl überlaſſen, und ſo fehlte es mir auch niemals an der Neigung und an Fleiß.

Mein Vater war geſchickt und liebte allerlei Hantierung in den Mußeſtunden. Ohne jeden Anſchein, als ob es auf erziehliche Zwecke abgeſehen ſei, ließ er mich helfen, handreichen, probieren und prüfen. So lernte ich alle Baſtelwerkzeuge kennen und gebrauchen, auch mußte ich ihn faſt immer in die Werkſtätte der Handwerker begleiten, die er mit Vorliebe aufſuchte, um ſich zugleich auf die leutſeligſte Art, die ich je geſehen, mit ihnen zu unterhalten. Jedes Werkzeugs Name und Gebrauch wurde ſo mir allmählich bekannt. Ein eigentümlicher Zug im Charakter meines Vaters wurde zum beſonderen Anlaß eines häufigen Beſuchs in den Werkſtätten: er liebte die Ordnung! — Er wußte zu gut, daß kleine Schäden, ſchnell verbeſſert, vor den größeren bewahren. — Nun war aber der Sinn für Ordnung

Miejska Biblioteka Publiczna w Białymstoku

bei Juden und Nichtjuden unſerer Gegend damals noch nicht verbreitet. Da geſchah es denn mal, daß er an einem fremden Fenſterladen, an einer Haustüre oder an einem Stubenſchloß einen Defekt fand. Dann ging er mit mir, ohne den Leuten etwas zu ſagen, zu dem betreffenden Handwerker, wies ihn an, zu den und den Leuten zu gehen, die und die Reparatur zu machen; waren jene Leute arm, dann gab er dem Meiſter das nötige Material, eine Haſpe, ein Brett, ein Stück Leder, Draht, Nägel oder was ſonſt erforderlich ſchien, damit die Reparatur recht billig wurde; waren ſie ſehr arm, bezahlte er auch den Meiſter. Reiche Leute überwand er durch einen Scherz, ſo daß ſie wegen der Vormundſchaft nicht unwillig wurden. Umgekehrt gab es auch arme Handwerker, welche der Arbeit entbehrten, Juden und größtenteils Nichtjuden. Da ſah er ſich zum Beiſpiel beim Verlaſſen der Synagoge die Gebetbücher der wohlhabenden Leute an; es fehlte ſelten an ſchadhaften Exemplaren; dann ſchickte er irgend einen armen Buchbinder zu ihnen: „Herr Lazarus ließe ſagen, daß dies oder jenes Buch ausgebeſſert werden müſſe.“ – Auch pflegte er zerleſene Gebetbücher durch Ausſcheidung der ſchlechteſten Teile wieder herzuſtellen, daß aus drei – vier ſchlechten Exemplaren ein leidlich gutes wurde, ſchließlich noch fehlende Blätter wurden von ihm ſelbſt abgeſchrieben und ergänzt. Immer mußte ich

ihm dabei helfen. Solche Exemplare wurden den ärmeren Buchbindern der Stadt zum Einbinden gegeben und dann die Bücher an arme Leute verſchenkt. (Daß die zerleſenen hebräiſchen Bücher nicht verworfen, auch nicht im Hauſe herumliegen durften, iſt bekannt. Jedes nicht mehr gebrauchte Buch wurde an eine beſtimmte Stelle in der Synagoge niedergelegt[7]. Nannte man doch alle Alters-

[7] Es iſt von hohem Intereſſe, zu beobachten, wie die Jugenderinnerungen von Lazarus und Berthold Auerbach in vielen Punkten an den gleichen Momenten haften. Während Lazarus die Schilderung ſeiner Jugendzeit noch vollſtändig ausarbeitete, iſt Auerbach leider! über einige kurz vor ſeinem Tode entworfenen Skizzen nicht hinausgekommen, die dann ſein Biograph Anton Bettelheim in ſeinem Buche „Berthold Auerbach“, 1907, verwertet hat. So S. 24 den Anfang einer Geſchichte, die Auerbach ſeinen Denkwürdigkeiten vorausſchicken wollte: „Wohin kommen die alten zerleſenen Gebetbücher? Man darf doch aus einem mit der heiligen Schrift bedruckten Blatt keine Tüte machen oder etwas dreinwickeln, wohin kommen alſo die Gebetbücher? — — Du haſt immer ſo dumme Fragen. — — So ſag doch, weißt du's? — — Nein, vielleicht werden ſie verbrannt und in den Neckar geworfen oder vergraben. Frag' einmal deinen Vater. — — Meinen Vater darf ich ſo was nicht fragen. — — Dann frag' deine Mutter. — — Das will ich auch. — — So ſprachen zwei barfüßige Knaben miteinander, die im Grasgarten beim Herrnbirnenbaum ſaßen und warteten, bis reife Birnen abfielen, die ſie ſammelten und heimbrachten, ſoweit ſie ſie nicht ſelbſt verzehrten. Ich fragte meine Mutter, und ſie ſagte: Kind! Wohin gehen deine Gedanken immer! Aber ich kann dir's ſagen. Unter der Decke der Synagoge da iſt ein Speicher, und da liegen die Gebetbücher von hundert und hundert Jahren, und der Atem der Lebenden ſteigt auf zu

makulatur „Scheimos“, „Namen“ [Gottes] nämlich, die darauf gedruckt ſind, und dieſe durften niemals wie ſonſtige Makulatur behandelt, ſondern, wie geſagt, ſie mußten an heilige Orte geſchafft werden, wo ſie als harmloſes, aber dennoch geweihtes Gut liegen blieben. Ein ſolches verkommenes Exemplar wieder dienſtfähig zu machen und ſich dazu anzueignen, war nicht nur erlaubt, ſondern verdienſtlich.)

Sonſt aber wurden unter allen Baſteleien Buchbinderei und Papparbeit für den eigenen Bedarf mit Vorliebe im Hauſe betrieben. Mit elf Jahren konnte ich ein Buch vollſtändig binden. An dieſe Tätigkeit, die ich mit großem Vergnügen betrieben, knüpft ſich ein gewaltiges Stück meiner frühen geiſtigen Regſamkeit durch vielfache Lektüren. Denn der Schul-

---

den Blättern, worauf der Atem der Verſtorbenen gehaucht war und manche Träne hineinfiel, und die Worte der Verſtorbenen und der Lebenden gehen miteinander hinauf zu Gott. — Ich ſchauderte, und meine Schweſter Babi ſagte: Es darf niemand da hinaufgehen, der noch nicht Barmizwe (dreizehn Jahr alt und konfirmiert) iſt und der nicht die Tephillin auf dem Kopf hat, da droben ſind als Ratten verkleidete Schedim (Geſpenſter, Dämone).“ Uud ſo fort ...

Derartige, „Geniſah“ genannten „Verbergungs“-Plätze befinden ſich in allen alten Synagogen und haben ſich oft ſchon, da überhaupt alles hebräiſch Geſchriebene dort abgelegt zu werden pflegte, als wertvolle Fundſtätten für die Wiſſenſchaft erwieſen. Das „Verbergen“ unbrauchbar gewordener Ritualgegenſtände uſw. beruht auf talmudiſcher Vorſchrift.

wart, der zugleich Uhrmacher war, hatte aus ſeiner Geſellenzeit, die er in Berlin zugebracht, eine für jene Epoche und die kleine Stadt ganz beträchtliche Bibliothek von Klaſſikern in Duodez mitgebracht. Sie war eine Art Leihbibliothek geworden; wenn auch die Bücher ohne Entgelt entliehen wurden, ſo war doch das Verleihen eine Art von Prämie, um die Kundſchaft des Uhrmachers zu feſſeln. Zu meiner Zeit waren faſt alle Bücher am Einband ſchadhaft geworden, und ſo trat ich denn als Regenerator der Einbände ein, und mein Sold beſtand in dem Recht der Lektüre. So habe ich vom elften bis vierzehnten Jahre Schiller, Goethe, Shakeſpeare, Kotzebue, Spindler, Traumlitz uſw. ohne Wahl und Ordnung und, wie natürlich, vielfach ohne Verſtändnis geleſen. Nahezu die ſeligſten Stunden jener Zeit waren die der Geſpräche mit dem Uhrmacher und einem Privatlehrer über die Bücher! — (Von dieſem Lehrer habe ich noch ſpäter zu ſprechen.) Vom Uhrmacher nur ſo viel, daß er wohl ſechzig Jahre alt ſein mochte, ſich für einen gebildeten Mann hielt und jedenfalls den Vorzug hatte, in einem auf ſeinen Reiſen gewonnenen viel mehr weſtlichen Dialekt zu ſprechen, was im Unterſchiede von dem poſenſchen und ſpeziell jüdiſchen Deutſch ein wirklicher Vorzug war. Da ich bei meinem Onkel im Schulhauſe wohnte, war ich des Uhrmacher-Schulwarts Hausgenoſſe, ſo daß es an Gelegenheit zu dem erwähnten Verkehr

nicht fehlte. Auch zur Deklamation gern gehörter Verſe (Goethe, Schiller uſw.) hat er mich vielfach ermuntert, faſt kann ich ſagen angehalten. Wie ſchlecht mein Dialekt noch lange hin geblieben war, merkte ich in Braunſchweig, wo ich an ſeiner Verbeſſerung lange und ſauer gearbeitet habe. Noch einiges von dem Ordnungs- und Baſtelſinn meines Vaters, welche beide auf dem feſten Grund einer allezeit bereiten und unermüdlichen Menſchenfreundlichkeit beruhten. Er verſtand es, Haken und Öſen zu bereiten, dieſe und alte Knöpfe, ſtarke Nadeln und Zwirn waren immer zur Hand; kamen nun Bettler, Juden oder Nichtjuden, deren Zeug knopf- und hakenlos an ihnen herumhing, dann mußten ſie ſich ſetzen, Knöpfe, Haken oder Öſen annähen, oder wenn ſie deſſen durch Alter oder Ungeſchick unfähig waren, durch irgendein Weibsbild im Hauſe annähen laſſen. Eine einzige kleine Geſchichte, die mir in jedem einzelnen Zuge aus meinem zwölften oder dreizehnten Jahre ganz deutlich vor der Seele ſteht, mag dazu dienen, den ethiſchen Sinn meines Vaters nach vielen Seiten hin zu illuſtrieren. Da war ein unlängſt invalid gewordener Poſtillion, der von einer unendlich geringen Penſion und beſcheidenem, verſchämtem Bettel lebte. Bei uns erhielt er ſeine regelmäßige Gabe. Sie war größer, als ſonſt die alten Bettler erhielten, weil er ſich rühmte, das großväterliche Haus nach dem großen Brande mit

aufgebaut und dabei meinen Vater als ganz kleinen Knaben auf einem Balken geſchaukelt zu haben. Wie oft mußte ihm die Großmutter die Tatſache feierlich bezeugen! — Der alte Zülike wohnte im eigenen Hauſe: Hütte iſt freilich die richtigere Bezeichnung. Sie ſtand auf dem Grund des Poſthalters und war von ſeiner eigenen Hand aus Brettern zuſammengezimmert und innen mit Lehm verſchmiert. Eines rauhen Herbſttages nun kam der alte Zülike, ſeine Monatsgage zu holen, und auf die Frage nach ſeinem Ergehen fing er an, ſtatt aller Antwort, bitterlich zu weinen. Dach und Wände ſeiner Hütte ſeien ſchadhaft, an Brettern fehle es, an Geld noch mehr, am meiſten an Kraft, ſeine Hände wären nicht mehr imſtande, den Schaden auszubeſſern. Da ſah ich meines Vaters Augen in Wohlwollen und Baſtelluſt hell erglänzen. „Na, Zülike, morgen komm ich, und da wollen wir mal ſehen". — Des andern Abends ging das Haupt des Rabbinerkollegiums mit ſeinem Jungen — nachdem eine für ſolche Zwecke ſtets vorrätige Anzahl Bretter vorher hinausgeſchafft worden war — zu dem alten Chriſtenmenſchen, mit Bohrer, Hammer, Schrauben und Zange bewaffnet, mit Nägeln und eiſernen Bandſtücken wohl verſehen. Da haben wir an jenem Abend in zwei bis drei Stunden die alte Baracke wieder wetterfeſt gemacht.

Höher gelegen im ſittlichen Wert iſt eine andere

Tätigkeit meines Vaters und von größerem pädagogiſchen Einfluß meine Beteiligung an derſelben.

Vom Talmud her war mein Vater ein ſcharfſinniger Juriſt und durch eigenes Studium im preußiſchen Landrecht bewandert. Dadurch wurde er zum Rechtsbeiſtand faſt aller Bedrängten des Ortes, und wo ein Prozeß durch den Rechtsanwalt, damals „Juſtizkommiſſarius“ geheißen, geführt werden mußte, hat er die Inſtruktion desſelben für die Partei ausgeführt. Die am weiteſten verbreiteten Folgen ſolcher juriſtiſchen Tätigkeit war ſeine Einſetzung zum Vormund, beſonders überall da, wo die Ordnung des Nachlaſſes mit der Führung von Prozeſſen verbunden war. Mit dem ſachlichen Scharfſinn war bei ihm ausgebreitete Kenntnis und peinliche Strenge der Form verbunden. Ich muß die Tatſache erwähnen, daß er bei der Obervormundſchaftsbehörde denunziert wurde, einen wichtigen Prozeß für ſein Mündel ſelbſt zu führen, anſtatt ihn einem Rechtsanwalt zu übergeben; er ſchickte der Behörde ſeine Manualakten ein und wurde in den verbindlichſten Ausdrücken zur ſelbſtändigen Weiterführung des Prozeſſes bevollmächtigt. Ich mochte vierzehn Jahre alt ſein, als der Vater zweiunddreißig Vormundſchaften hatte. Eine große Anzahl derſelben war für chriſtliche Waiſen. Die Sorge für die jüdiſchen Mündel wurde dadurch er-

leichtert, daß der Vater zugleich Schulvorſteher war, während die Beziehung zur chriſtlichen Schule, trotz des tiefen konfeſſionellen Friedens im Orte, doch wohl bedenklich erſcheinen mochte.

Nicht bloß Rechtsbeiſtand, ſondern Berater in allen wichtigen Fragen war er den Witwen, und nicht ſein kleinſtes Verdienſt beſtand in dem wohltätigen Zwang, den er auf ſie ausübte, ſich Rat bei ihm zu holen. Während er im ganzen wenig ſprach und vielmehr ſchweigend den Geſprächen der anderen folgte, war er unermüdlich in belehrenden Mitteilungen der Fälle, in denen die Leute ſich dadurch geſchadet hatten, daß ſie nicht rechtzeitig fragten, daß ſie erſt ihre Dummheiten machten und dann erſt Rat begehrten. Eine von den Vormundſchaften erheiſchte die Führung eines ungemein ſchwierigen und durch die weite Entfernung vom Orte überaus läſtigen Prozeſſes. Ein Familienvater aus Filehne war in der Weichſelniederung auf einer Geſchäftsreiſe bei einem Bauern, bei dem er übernachtete, in räuberiſcher Abſicht vergiftet worden. Der tückiſche „Gaſtfreund“ wurde verurteilt, und im Zivilprozeß hat mein Vater ein leidliches Vermögen für die Kinder des Ermordeten erſtritten; aber ich erinnere mich wohl, daß er deshalb drei- viermal nach Danzig reiſen mußte, und daß er einmal ca. ſechs Wochen vom Hauſe fortblieb. Solche Opfer an Zeit, Kraft und Geduld hat wohl ſelten ein Mann im

reinſten Dienſt menſchenfreundlicher Sorge für Witwen und Waiſen gebracht!

Meine Teilnahme nun an dieſer juridiſchen Tätigkeit des Vaters begann etwa in meinem elften Jahre zunächſt durch Abſchrift, dann durch Reinſchrift der Eingaben, endlich durch — Aktennähen. Einen Glanzpunkt meiner kindlichen und zugleich der väterlichen Genugtuung bildete die bald in der oberſten Klaſſe erlangte Gewandtheit in der Frakturſchrift.

Glückliche Tage, in denen ſämtliche Aktendeckel von meiner kunſtfertigen Hand geſchmückt wurden! Harmloſer Stolz der Freunde und Familie, daß in keiner Gerichts- oder Anwaltsſtube ſo herrlich verſchnörkelte Titel anzutreffen waren!

Sehr bald begriff ich unter der abſichtsvollen Leitung des Vaters den Sinn und die Formen der verſchiedenen Eingaben an die verſchiedenen Behörden und bemächtigte mich des Geſchäftsſtils. Nun wurde ich dreizehnjähriger Junge für alle Schrift- und Stilunkundigen eine wichtige Perſon! Man betraute mich mit den mannigfachſten Aufgaben geſchäftlichen Kunſtſtils, und gar mannigfach war mein Sold; außer guten Worten erhielt ich manche Metze Äpfel, manche Mandel Eier, und gar appetitliche Bündel Zwiebel oder Radieschen habe ich triumphierend in der heimiſchen Küche abgeliefert, auch ein paar Hacken an die Stiefel, eine Weſte, zu der die Mutter nur den Stoff geliefert, oder eine Pelz-

mütze für den Winter gegen meine Schreibkunſt eingetauſcht.

Da ich mit zwölf Jahren aus der Schule entlaſſen, nur die Vormittagsſtunden von 8—12 feſt durch das Studium bei meinem Vater und höchſtens noch ein bis zwei Stunden des Nachmittags durch die Vorbereitung für dasſelbe gefeſſelt war, hatte ich ſehr viel freie Zeit; aber ich geſtehe, daß ich es kaum faſſe, woher ich die Zeit zu der beweglichen Tätigkeit genommen, welche meine Tage bis zur Vollendung des neunzehnten Jahres ausgefüllt hat! In Arbeit und Muße, in Spiel und Beſchäftigung waren meine Stunden — leider vorbildlich für mein ganzes Leben — auf das Breiteſte und Bunteſte beſetzt. Natürlich lernte und leiſtete ich bei allem etwas und bin dabei, gottlob! ungemein fröhlich und guter Dinge geweſen. Habe auch — als junger Burſche, der in den erſten gelehrten Studien ſteckt — recht viel erworben, aber eigentlich nie etwas beſeſſen. Geſchenke an meine Geſchwiſter, beſonders an meine älteſte Schweſter, um ihren ſpärlichen Putz zu ergänzen, waren an der Tagesordnung. Wochenlang habe ich geſpart, um ihr einen Ledergurt mit großer ſcheingoldener, ſteinbeſetzter Schnalle (neueſte Mode der Töchter des Landes!) anzuſchaffen, ihr zum Schmucke, dem Hauſe zur Ehre. — Almoſen an Arme und nie zurückbezahlte Darlehen, kleine Einfälle, um Scherz zu treiben und Freude zu machen, auch oft Zeichen

der Dankbarkeit an einige Freunde, arme Studierende, leerten meine kleine Kaſſe oft genug. Mit dieſen Bocherim[8] zuſammen, beſonders aber mit zweien, betrieb ich meine Vorbereitung für des Vaters Lehrvortrag im Talmud (und mit einem, dem weiterhin ein beſonderes Blatt der Erinnerung gewidmet werden muß, allerlei freie Lektüre in deutſchen Klaſſikern, hebräiſchen Religionsphiloſophen des Mittelalters) und hatte Urſache genug für die Förderung, die ich ihnen ſchuldete, erkenntlich zu ſein, auch dafür, daß ſie mich, den Vierzehn- und Fünfzehnjährigen, als ihresgleichen behandelten, die ſie zwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt waren.

Zur Beredſamkeit hatte ich früh ein rezeptives, aber auch produktives Verhältnis. Mit etwa ſieben Jahren habe ich meine erſte freie Rede gehalten, und ſoweit ich mich daran erinnere und mein Vater, der ſie zufällig belauſchte, lächelnd zugeſtand — war ſie recht wacker. Es war die Leichenrede am Grabe eines Kätzchens. Wir Jungens hatten ſie alle geliebt, die kleine Miez, da ſie im Hauſe geboren und erzogen war, und beſtatteten ſie in einem mit Baumrinde und grünen Blättern ausgelegtem Grabe. Da hatte eins von uns plötzlich geſagt, du mußt eine Rede halten, und ich tat es. Ich weiß noch heute, daß ich die Klagerede mit der ausführlichen Schil-

[8] Eigentlich „Bachurim", Jünglinge, ſpeziell ſolche, die ſich dem Talmudſtudium widmeten.

derung ihrer Anmut und ihres glücklichen Lebens und der allſeitigen Liebe, die ſie im Hauſe genoß, motivierte.

Früh lauſchte ich den heimiſchen und den fremden Wanderpredigern (Baaldarſchon). Noch nicht zehn Jahre alt, ſollte ich, von meinem Vater ſcherzhaft dazu aufgefordert, weil er, durch Unwohlſein gehindert, der Rede eines als Gaſt bei uns wohnenden Wanderpredigers nicht hatte beiwohnen können, ihm ſagen, was er geſprochen habe. Der Redner ſelbſt war zugegen. Faſt wörtlich habe ich ſeine Rede, die in ihren Gedanken zum größeren Teil über meine Faſſung war, gedächtnismäßig wiederholt. — Im gewiſſen Sinne hat das dem Schickſale meiner Kindheit eine Wendung gegeben. Ich ward der Gegenſtand öffentlicher Aufmerkſamkeit. Wohl in ein Dutzend befreundeter Häuſer von Gelehrten wurde ich in den nächſten Wochen geladen, um ſie mit meiner Gedächtnisrede, die ſich bis auf Dialekt und Geſtikulation erſtreckte, zu amüſieren. Und immer wieder ſchüttelten ſich mein Vater und Reb Abele vor Lachen, als ich dieſen mit unbedingter Unbefangenheit und Treue kopierte. In dieſelbe Zeit fielen zahlreiche Übungen in der Deklamation von Schulaufgaben, und nun waren es jüdiſche und chriſtliche Damen, der Bürgermeiſter uſw., denen ich lange Gedichte, wie „Der Kampf mit dem Drachen", „Die Glocke" uſw. vortragen mußte. —

Einen blitzähnlich erleuchtenden Einblick in das Weſen der Beredſamkeit erhielt ich in meinem zwölften Jahre durch die Grabrede des katholiſchen Geiſtlichen auf einen befreundeten gleichaltrigen Knaben, der beim Baden ertrunken war. Der überaus ſtattliche Mann und ſeine herzgewinnende Weiſe der Darſtellung ſtehen mir noch heute vor Augen, und ich weiß, wie ſie das Gefühl der Fremdheit des Friedhofes und der Liturgie der anderen Religion verſcheuchten. Er knüpfte an die Erzählung Joſephs an, deſſen blutbefleckter Rock dem Vater Jakob gebracht wird, und nahm deſſen Ausruf zum Text, um dann mit der tröſtlichen Wendung zu ſchließen, daß Joſeph nicht geſtorben, ſondern zu hoher Würde in das Haus der Pharaonen gebracht wurde — und der Verſtorbene in den Palaſt des Himmelskönigs. — Faſt unverſtändlich war mir damals eine Hinweiſung auf den begonnenen Kampf zwiſchen dem Staat und der katholiſchen Kirche geweſen, und erſt einige Wochen ſpäter wagte ich es, den Vater des Knaben (einen Tiſchlermeiſter, der meinem Vater für viele Gefälligkeiten verbunden war) nach der Deutung zu fragen. Allzuviel werde ich von dem, was er mir ſagte, nicht verſtanden haben; dennoch beunruhigte mich bereits eine Ahnung deſſen, was ſich als aufgeregter Streit zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Bevölkerung bemerkbar machte. Auch den Schmerz der Katholiken, namentlich der katho-

liſchen Frauen, die ſich beſonders vor den jüdiſchen Bekannten ohne Scheu ausſprachen, als der Erzbiſchof von Poſen auf die Feſtung Kolberg gebracht wurde[9], lernte ich verſtehen und lauſchte deſto eifriger den Geſprächen zwiſchen jenem Geiſtlichen und meinem Vater, welche bei der völligen Geſchiedenheit ihrer Überzeugungen und Lebensanſchauungen doch durch eine Art wie Freundſchaft miteinander verbunden waren. Altteſtamentliche Betrachtungen hatten ſie wohl zuſammengeführt, auch den meiſten Stoff ihrer Unterredungen hergegeben.

Das Verhältnis der Juden zu den Katholiken und Proteſtanten war nicht bloß friedlicher als zwiſchen dieſen letzten ſelbſt, ſondern es war vertraulich. Zur Zeit des Kampfes ſchütteten fromme Katholiken vor den gelehrten frommen Juden am liebſten ihr Herz aus, wohl wiſſend, daß ſie bei dieſen das beſte Verſtändnis und das unbefangenſte Mitgefühl fanden.

---

[9] Es handelte ſich um den Kirchenſtreit der preußiſchen Regierung mit dem Erzbiſchof von Gneſen und Poſen, Martin v. Dunin, der durch Hirtenbrief 1838 angeordnet hatte, daß in ſeiner Diözeſe gemiſcht-chriſtliche Paare nur dann eingeſegnet werden dürften, wenn die katholiſche Erziehung der Kinder verbürgt ſei. Als er ſich 1839, trotz Verbotes der Regierung, heimlich von Berlin, wohin er beordert worden war, nach Poſen zurückbegab, wurde er am 4. Oktober nach der Feſtung Kolberg abgeführt. Vgl. Chr. Meyer, „Geſchichte der Provinz Poſen", Gotha 1891, S. 214 ff.

Die ſtille Vergleichung zwiſchen den drei Gottesmännern verſchiedenen Glaubens miteinander reicht in jene Zeit zurück, und genau weiß ich, wie auffällig mir die Tatſache geweſen, daß die katholiſchen Geiſtlichen mehr Beziehung zu den jüdiſchen Gelehrten, dahingegen die jüdiſchen Schullehrer mehr Beziehung zu den proteſtantiſchen Kollegen hatten. Der proteſtantiſche Geiſtliche auf der einen und der katholiſche Lehrer auf der andern Seite hatten ſich immer mehr ferngehalten, und das reizte die Grübelei des jüdiſchen Knaben auf, der ſich mit niemand zu unterreden wagte.

Da nun auch die drei Religionsgemeinden des Ortes, die faſt zu gleichen Zahlen nebeneinander wohnten, verſchiedener Abſtammung waren, verſchiedene Sprachen redeten, ſo mag jenes einſame Sinnen und Suchen, das alltäglich durch offenbare Erſcheinungen aufgeregt wurde, die tiefſte Wurzel der Völkerpſychologie geworden ſein, wie die fortgeſetzte Beobachtung des verſchiedenen Auftretens der drei Bevölkerungsgruppen in faſt allen Lebensäußerungen die perſönlichen Anfänge einer vergleichenden Pſychologie enthalten hat.

In bezug auf Beredſamkeit muß ich noch abſchließend anfügen: In der jüdiſchen Gemeinde gab es ſieben oder acht Vereine, welche verſchiedene

wohltätige Zwecke verfolgten; aber alle waren ſich darin gleich, daß ſie an ihren Spitzen einen jüdiſchen Gelehrten hatten, der am Sonnabendnachmittag populär-religiöſe Vorträge (Schrifterklärung) hielt; bei dieſem ſuchte man auch ſonſt Belehrung, Rat, auch in Familienangelegenheiten und, wenn es nottat, Hilfe. Sie ſpendeten eine Art von Seelſorge, welche den eigentlichen Rabbinern fernlag. Mir erſchien mein Vater weitaus als der beſte Redner. Allgemein genoß er dieſen Ruf, und zugleich pries man ihn als den klügſten Rater und den eifrigſten Helfer. Er war für die Gelehrten, was dieſe für die ihnen unterſtellten Vereine waren. Ich bin feſt überzeugt, daß mein Urteil über ſeine Beredſamkeit ganz unbeſtochen war; denn ich weiß, daß ich zwei meiner Onkel, im Vergleich zu andern Rednern, für geſchmackloſe Stümper hielt; meine kindliche Kritik war nicht bloß frei, ſie war entſchieden verſtändig. Jetzt weiß ich genau, daß mein Vater ohne alle Kenntnis der Regeln der Rhetorik dieſelben aufs Feinſte und Taktvollſte befolgte. Daß er immer nur aus der Sache ſprach, niemals gefallen, ſondern immer nur belehren und erheben wollte, das merkten wohl auch die einfachſten Leute, die ſeinen Worten mit einer durch alle Jahre ſich gleichbleibenden Andacht lauſchten. Aus der Tiefe ſeines reinen Herzens und ſeines erleuchtenden Gemütes quoll die ſchlichte und doch ergreifende, oft auch witzige Rede.

Ein redenreicher, Herz und Sinn aufregender Tag iſt mir beſonders im Gedächtnis geblieben.

Der einzige Vetter meines Vaters, der mit ihm wie ein Bruder lebte, ward als Rabbiner nach Kurnik berufen. Die vierundzwanzig Stunden vom Sabbatmittag bis Sonntagmittag waren der Abſchiedsfeier geweiht; nachmittags in der Synagoge hielt der Abziehende, dann der Rabbiner Vortrag. Später, bis tief in die Nacht, waren alle Gelehrten, alle vornehmen Juden der Stadt, auch manche Freunde, die dazu gekommen waren, beim ſchlichten Mahl vereinigt; die in die Zeit fallenden Gebete (Veſper- und Abendgebet) wurden mit einer erhöhten, andächtigen Feierlichkeit verrichtet, als ob es der heiligſte Feſttag wäre. Alle übrige Zeit aber, neben dem Beten und Eſſen, war mit Reden ausgefüllt, in denen freilich ganz nach der jüdiſchen Art die rein perſönliche Beziehung nur geſtreift, niemals eigentlich beſprochen wurde, dagegen allgemeine, religiös und ſittlich ergreifende Gedanken an bibliſche und talmudiſche Erzählungen über irgendwelchen Auszug, Trennung von der Heimat, erläuternd angeknüpft. Am Sonntagmorgen ſammelte ſich alles, was in der Gemeinde beweglich war, um der ſcheidenden Familie noch einmal Grüße und Wünſche zu bringen. Vormittags im Hauſe wiederum Rede des Scheidenden, eine zweite des Rabbiners, eine dritte meines Vaters. Was an Gefährten in

der Stadt und in den umliegenden Dörfern aufzutreiben war, wohl an fünfzig Wagen, gaben bis zum nächſten Dorf das Geleite. Aber ſchon nach den erſten zehn Minuten wurde angehalten. Der Scheidende, hoch auf ſeinem Wagen ſtehend, mußte ſprechen; drei oder vier antworteten, die ganze Verſammlung hatte die Wagen verlaſſen und ſich um die Redenden gruppiert. Es dauerte ziemlich lange, bis alles wieder einſaß, und nun ging es bis ans Ende des Dorfes, wo an einer Mühle gehalten wurde. Hier wiederum Reden bei einem höchſt frugalen Mahle. — Dann kamen einige, für mich die zugleich ſchmerzlich- und frohbewegteſten Minuten meines Lebens. Der ſcheidende Vetter meines Vaters war aufgeſtanden und hatte dieſem und mir gewinkt, mit ihm zu gehen.

Draußen, hinter der Mühle, wollte er von ihm allein den letzten, einſamen Abſchied nehmen. — Mich hatte er an die Hand genommen, und ich fühlte mich begnadet. — Kurze hebräiſche Wechſelrede, ein markerſchütterndes Hängen aneinander — genug.

Noch heute, nach beinahe fünfzig Jahren, überwältigt mich die Erinnerung, wie dieſe zwei Männerſeelen aneinander hingen. (Nach acht Tagen kam ein reitender Bote, um den Vater zu bitten, daß er zum Vetter hinkommen möchte, um ihm das Einleben in die neue Gemeinde, das ihm bei der

wühlenden Sehnſucht nicht gelingen wollte, zu erleichtern.) Und jetzt, bei der wirklichen Trennung, mußte der Scheidende vom Wagen noch einmal das Wort ergreifen, weil die Hörer unerſättlich waren, ſeine mächtig ergriffene Seele zu vernehmen, und wiederum die perſönlichen Beziehungen nur geſtreift, ſymboliſch verwertet, und erhabene religiöſe Lehren über Scheiden und Meiden, über Schmerz und Troſt, über unüberwindliche Liebe kamen zum Ausdruck.

Um von den verſchiedenen Beſchäftigungen neben dem Studium zunächſt das rein Weltliche zu nennen (abgeſehen von den bereits detaillierten Baſteleien), — ich wurde ſchon von meinem dreizehnten Jahre an in kleinen Geſchäftsreiſenden in die Welt geſchickt. Ich holte Glaswaren aus der Glashütte, Kolonialwaren aus der Hauptſtadt (Poſen) und Ähnliches mehr. Daß ich auf ſolchen kleinen Geſchäftsreiſen das „gelehrte Handwerk“ zu grüßen, alſo die Ortsrabbiner aufzuſuchen hatte, war ſelbſtverſtändlich. Wunderliche, aber doch ſehr bedeutſame und anmutige Lebensformen, wenn ich bei ſolchen alten Rabbinern die Grüße des Vaters beſtellt, über das Befinden einiger Männer der Hauptſtadt Auskunft gegeben — dann war die weltliche Unterhaltung abgeſchloſſen; jedenfalls die Fortſetzung auf die Zeit des Mittageſſens, zu dem ich geladen wurde, verſchoben. Dagegen fragte der Gaſtfreund: „Was lernen Sie jetzt beim Vater?“, und nun forderte

Ehre und Gewiſſen, daß ich aus dem Abſchnitt des Talmuds, der gerade daheim getrieben wurde, irgend etwas Neues, eine Frage, ein Problem, ein Verſuch zur neuen Löſung einer alten Schwierigkeit vorbrachte. Und man mußte wohlgeſattelt ſein, um das volle Verſtändnis des Vorgetragenen in Rede und Gegenrede zu bewahren! Als Belohnung, gleichſam als Gaſtgeſchenk, wurde dann von ſeiten des Gaſtfreundes irgendeine ſinnige oder witzige Neuigkeit als Gruß an den Vater, wohl auch eine zweite extra an den Rabbiner daheim mitgegeben[10].

Zu den erquicklichſten kleinen Expeditionen gehörte eine, im Dienſt der Frömmigkeit, des Vaters und der Freunde: bei den Gebetszeremonien des Laubhüttenfeſtes werden zum begleitenden Schmuck der

[10] Vom gleichen Geiſte getragen war auch die Szene zwiſchen Lazarus und ſeinem Vater am Sterbebette des letzteren 1874. In Lazarus' „Lebenserinnerungen“ wird hierüber S. 85 erzählt: „Lazarus reiſte nach Filehne, um den Sterbenden noch einmal zu ſehen. Nach einer ſtummen Begrüßung flüſtert er, der Sohn möge ihm zu guter Letzt noch eine dunkle Bibelſtelle deuten. Die ganze Nacht denkt dieſer nach — am andern Morgen ſagt er dem Vater, was er gefunden. Jener ſchweigt. In der zweiten Nacht neues Nachdenken — am Morgen wieder Bericht. Aufmerkſames Zuhören des Alten, dann ſagt er: ‚Gedrückt!‘ — Auch die dritte Nacht verbringt der Grübelnde ſchlaflos, um dem Vater dieſe letzte Freude zu bereiten. Zum drittenmal bringt er ſeine Deutung vor — da erſtrahlt das Antlitz des Greiſes in heller Freude: ‚Sehr gut, mein Kind. Ich danke dir.‘ Das waren ſeine letzten Worte an den Sohn, den Berufspflichten nach Berlin zurückriefen.“ Lazarus' Vater ſtarb am 26. Februar 1874.

Palmen außer dem Paradiesapfel, den Zweigen der Bachweide, auch die der Myrte gebraucht. Beſonders bevorzugt ſind diejenigen Zweige, deren Blätter immer zu dreien rings um den Stengel ſitzen; ſie werden natürlich nicht allzuhäufig gefunden, und ſo war es denn meine willkommene Aufgabe, auf 6–8 Meilen die Herrenſitze aufzuſuchen, welche in ihren Gewächshäuſern große Myrten beſaßen, dort die geeigneten Zweige herauszuſuchen, mit einem Bändchen zu bezeichnen, damit ſie dem Vater unmittelbar vor dem Feſt zugeſendet, oft auch von mir abgeholt wurden. Dieſe bald einſamen, bald gemeinſchaftlichen Fußreiſen hatten für mich einen ganz beſonderen Reiz durch die Freude an den ſchönen Herrſchaftsgärten, in denen ich ein gerngeſehener Gaſt war; zu jenen Zeiten wohl der einzige, der dem Gärtner für kleine Myrtenzweige ein erkleckliches Geld bezahlte. Schon als Kind wurde ich von meiner Mutter der Blumennarr genannt! – Ich konnte der Blumen nicht genug im Hauſe ſehen! Später zog ich ſelbſt beſcheidene, kurzlebige Sommerblumen in dem Gärtchen und las oft mit Wehmut auf dem inneren Deckel der geſtempelten Kaufmannsbücher, die aus dem vorigen Jahrhundert ſtammten, aus der Zeit der Fürſten Sapieha, deren Wappen ſie trugen, daß Anno ſoundſo in dem Garten ſoundſo viele Bäume, dieſe und jene Sträucher gepflanzt worden ſind.

Seitdem hatte der Garten den Baugrund für ein Hinterhaus, dann für Stallungen, für Speicher uſw. hergeben müſſen, ſo daß zu meiner Kinderzeit von allen, allen Bäumen nur ein Kirſchbaum übrig war, wunderlich verwachſen und verſchoben! Hatte er doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſich mit ſeinen Zweigen anders und wieder anders wenden müſſen, um das ihm immer mehr verſperrte Sonnenlicht aufzufangen! Für die paar Blumenbeete hatte erſt meine Großmutter, dann ich geſorgt. Die mittlere Generation hatte den Sinn für gemütlichen Verkehr mit der Natur eingebüßt. Nach dem Wechſel der Regierung, nach den großen Kriegen und den ganz veränderten Anſprüchen der preußiſchen Ziviliſation mußte ſich die nächſte Generation ganz anders drehen und wenden und ringen, als daß ſie ſich hätte den friedlichen Freuden der Gartenzucht hingeben können! Doch ich hatte wieder in den herrlichen Gärten von Morentin, Wuzig, Bernſen und Filehne an der Vereinigung von Natur und Kunſt eine mehr als kindliche, vielmehr geiſtig anregende Freude gehabt.

Wichtiger wurde eine andere Beſchäftigung. Ein bedeutender Holzhändler in Filehne, ein regulär „gelernter Kaufmann“, hatte in Berlin doppelte Buchführung erlernt und dann in ſeinem Geſchäft eingeführt. Jetzt war er kränklich, konnte nicht Stillſitzen vertragen. Da ſollte ich ihm denn unter ſeiner Anleitung die Bücher führen. Der Holzhandel

gibt nicht viel zu ſchreiben, und ſo genügten zwei-, dreimal in der Woche einige Nachmittagsſtunden zur Korreſpondenz und Buchhalterei. Die Gewohnheit dieſer Tätigkeit ſollte mir ſpäter ſehr zuſtatten kommen. Aber auch jetzt ſchon ward ich dadurch ein geſuchter Mann in der Gemeinde. Bis zum Jahre 1833 waren die Juden der Provinz Poſen nur „Geduldete“. Sie hatten nicht nur keinerlei politiſche, ſondern auch nur ſehr beſchränkte Zivilrechte, durften keinen Grundbeſitz erwerben, nicht auf dem platten Lande wohnen uſw. Jetzt hatte der Staat eine Naturaliſation derſelben mit dem Beſitz voller Zivilrechte und Teilnahme an der kommunalen Verwaltung, allgemeine Schulpflicht und Militärdienſt gewährt. Aber nicht allen, vielmehr nur denjenigen, welche ein gewiſſes Vermögen, eine gewiſſe Schulbildung und die ordentliche Führung von Handelsbüchern nachweiſen konnten. Das letztere erſchien als die härteſte Bedingung, denn es fehlte durchaus die Kenntnis der Buchführung. Da habe ich denn im Verlauf dreier Jahre wohl fünfzig Kaufleute, Händler, Handwerker in die Geheimniſſe der Buchführung eingeweiht. Damit gewann ich meinerſeits einen Einblick nicht nur in ihre Geſchäftsbücher, ſondern auch in die Familienangelegenheiten, in den Vertrieb der fertigen Waren und in das fabrikmäßige Handwerk. Konnte ich doch z. B. den in unſerem Hinterhauſe wohnenden Hutmacher grobe

und feine, rohe und fertige Filzhüte in großen Maſſen für Berliner Fabrikanten anfertigen ſehen! So ſchnell hatte ſich bei den Juden der Provinz Poſen die bis dahin geſetzlich verpönte Teilnahme an der produzierenden Arbeit verbreitet!

Weiter zurück geht meine Beſchäftigung als Lehrer. Gerade meine Jugend (dreizehn Jahre) hatte mir meine erſten Schülerinnen verſchafft. Aus einem nahen polniſchen Dorfe zog eine Familie mit heiratsfähigen Töchtern, die zwar deutſch ſprechen, aber weder leſen noch ſchreiben konnten, nach der Stadt. Das ſollten ſie nun lernen. Aber ganz im geheimen! Man ſchenkte mir das zwiefache Vertrauen, und ſo habe ich den Mädchen einige Wochenſtunden abends bei verſchloſſenen Türen und Fenſterläden die hohe Kunſt des Buchſtabierens überliefert! — Ich mußte mich wohl bewährt haben; denn bald unterrichtete ich dann reife Männer, ſelbſtändige verheiratete Kaufleute, ebenſo insgeheim im Leſen, Schreiben und Rechnen mit arabiſchen Ziffern. Bis dahin bediente man ſich mit Vorliebe der römiſchen Strichzeichen.

Alles dies waren Nebenbeſchäftigungen, die im Grunde gleichſam als nichts geachtet wurden. Meine eigentliche und eigene Tätigkeit war folgende: alle Tage, mit Ausnahme des Freitags und Sonnabends, früh, von 5–7 im Sommer, von 6–8 im Winter, Studium der ſpäteren rabbiniſchen Schriften, der

Codices und ihrer Kommentatoren mit dem Vater und einem Onkel. Dann bis 12 Uhr Studium des Talmuds: einmal in der Woche kurſoriſch, viermal ſtatariſch. So viele Stunden brauchte das Studium, um einen erklecklichen Erfolg zu haben, da es mit großer Genauigkeit getrieben und jeder Gegenſtand von dem talmudiſchen Text durch die Reihe der Jahrhunderte bis auf die jüngſten Kommentare verfolgt wurde. Die ſtatariſche Lektüre betraf die talmudiſche Jurisprudenz. Die Vorbereitung für dieſelbe geſchah in den erſten Jahren, alſo etwa vom zwölften bis vierzehnten Jahre, unter Anleitung eines älteren Talmudſchülers, nachmittags oder abends. Die Repetition des in der Woche Gelernten erfolgte in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag, ohne Anweſenheit des Lehrers, was eine auf allen höheren Talmudſchulen verbreitete Sitte war[11].

In dieſen Donnerstagnächten fehlte es indes keineswegs an Heiterkeit und Friſche. In den Pauſen gab es frugale Mahlzeiten und gelegentlich eroberte Leckerbiſſen, gewürzt mit heiteren und witzigen Geſprächen, ſo daß die alten Wände des Bethamidraſch (Lehrhaus und öffentliche Leihbibliothek) oft genug von einem fröhlichen Lachen widerhallten, das ich „homeriſch“ nennen könnte, wenn uns nicht Homer und ſeine ganze Welt damals gar ſo fremd

[11] Und heute noch zum Teile iſt.

geweſen wären. — Wir bildeten zwei Parteien als Schüler zweier Lehrer, wir Schüler meines Vaters etwa ſechs bis acht, die des Rabbiners vier bis ſechs, beim Studium getrennt, in den Pauſen vereinigt.

Der Freitagvormittag war für uns, wiederum unter Führung meines Vaters, dem Studium des Pentateuchs und ſeiner Kommentare gewidmet, der Freitagabend und der Sonnabendvormittag von allen Studien frei, dem Vergnügen und der Erholung beſtimmt. Der Sonnabendnachmittag gehörte (mit Ausnahme jener Vorträge, deren ich erwähnte, und manchmal auch einer leichten talmudiſchen Lektüre) dem Spazierengehen. Ein Hauptvergnügen! Wie mancher arme Student verdankte jener Stunde, die er einem wohlhabenden, aber ſtrebenden Ignoranten ſchenkte, eine ſehr notwendige Aufbeſſerung ſeiner leiblichen Pflege. Die auf das Studium ihres Mannes ſtolze Ehefrau ſorgte, daß nach dem Spaziergang eine wackere Mahlzeit die Rückkehrenden erwartete und ſteckte und ſchickte überdies dem armen Bocher manchen beau reſte heimlich zu. — Solange mein Onkel lebte, wurden einzelne Stunden, wie es ſeine und meine Freiheit geſtattete, einem prophetiſchen Buch und der hebräiſchen Grammatik gewidmet. Alle dieſe Studien, ohne Ausnahme, wurden aus dem Kopfe und vom Blatt, aber ohne Feder und Tinte, betrieben. Das Bethamidraſch kannte keine andere Fixierung als durch das Gedächtnis.

Von meinem vierzehnten Jahre an, war es auch noch eine dreifache Art Lektüre, die meinem Geiſt Stoff und Anregung bot. Da waren erſtens die philoſophiſchen hebräiſchen Schriften des Mittelalters, einſchließlich der Überſetzung aus dem Griechiſchen, vorzugsweiſe des Ariſtoteles. Auch mit der Geometrie des Euklid habe ich durch die hebräiſche Überſetzung derſelben die erſte Bekanntſchaft gemacht, ſodann die deutſchen Klaſſiker und ernſten Schriftſteller, mit Vorliebe Herder und Schleiermacher, deren Lektüre wir mit einer Art heiligem Eifer oblagen.

Wir — d. h. ich las unter Führung eines älteren Talmudſchülers, der wohl über fünfundzwanzig Jahre zählen mochte. Eine ungeheure Seltenheit, daß er noch nicht verheiratet war. Ein ſeltſames Schickſal, mit einem höchſt romantiſchen Abſchluß hatte ſeine Vereinigung mit dem geliebten Mädchen verhindert. Dasſelbe hat ſich dann anderweitig vermählt, aber beide ſtarben viele Meilen voneinander getrennt (ohne jeglichen Verkehr) am gleichen Tage! Sein Verluſt war vielleicht der tiefſte Schmerz, der mich in jenem Jahre getroffen. Es tut mir weh, daß ich ſeinen Namen nicht mehr weiß, was ſich allerdings daraus erklärt, daß alle Talmudſchüler, wie die Studenten des Mittelalters und die Handwerksgeſellen noch heute, mit ihrem Ortsnamen gekennzeichnet werden. Er war eben nur der „Kurniker Bocher“, und die Anrede lautete nur „Bocher“.

Eigentlich gelernt hatte er nur, was der oben umſchriebene Studienkreis enthielt. Schon die Lektüre der hebräiſchen Philoſophen lag außerhalb desſelben. Aber ſein Geiſt ſtrebte auf eigenen Wegen weit hinaus, und mich ließ er an dieſem Streben teilnehmen, ſoweit meine Jahre es erlaubten. Daß wir ernſte und fremde Dinge miteinander trieben, entging meinem Vater nicht, aber er ließ es als eine Sache der reinen Freiheit geſchehen.

Welche herrlichen Stunden verlebten wir da auf dem Fluge in ferne Höhen mit ungeübten, aber kräftigen Schwingen! Welch ein eifriges Suchen und beglücktes Finden! —

Wie oft habe ich in den folgenden Jahren, wenn ich auf den Wegen methodiſcher Wiſſenſchaft weiterwandelte, deſſen gedenken müſſen, den nun die kühle Erde deckte, während er bei Lebzeiten immer im unbeſtimmten Sinnen und Sehnen eines forſchenden, aber ungeordneten Geiſtes befangen blieb! — Er war der Typus des jüdiſchen Bochers aus dem zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, alſo der Zeit des Überganges der Juden und ſpeziell dieſer jüdiſchen Studenten zur Mitarbeit an der allgemeinen Kulturtätigkeit in den ehemals polniſchen Provinzen, wie auch in Öſterreich und Böhmen. Die Bernſtein[12], Kompert[13], Moſenthal[14] und

[12] Aaron Bernſtein, der Verfaſſer von „Vögele der Maggid“ und „Mendel Gibbor“. Geboren am 6. April 1812 in Danzig,

ſelbſt Auerbach ſind von derſelben Art. Mein Freund und Lehrer wurde vor der Schwelle des Überganges dahingerafft. Auch darin typiſch für viele, denn eine übermäßige geiſtige Anſtrengung mit aufreibendem Taſten und Tüfteln hat viele aus dieſen Kreiſen zugrunde gerichtet. Die überaus kümmerliche Lebensweiſe mag auch nicht wenig beigetragen haben, dem hitzigen Fieber einen tödlichen Ausgang vorzubereiten.

Das an Geiſt und Gemüt ſo reiche, aber objektiver Zweckmäßigkeit ſo fernſtehende und materiell ſo dürftige Leben dieſer jungen Männer gehört zum Rührendſten, was es gibt. Die meiſten lebten von Freitiſchen bei den Gemeindegliedern an Wochentagen und in anderer Form, der aus dem Ghetto bekannten „Plet“ (Billett) an Sabbat und Feſttagen. Was ſie an barem Gelde für das beſcheidenſte Obdach und für Kleidung bedurften (die Bücher fanden ſie im Bethamidraſch[15]), das verdienten ſie durch

war er für den rabbiniſchen Beruf beſtimmt und ſtudierte bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre ausſchließlich talmudiſche Wiſſenſchaft. Er ſtarb in Berlin am 12. Februar 1884.

[13] Leopold Kompert, der unübertroffene Meiſter der Ghettoerzählung, geboren am 15. Mai 1822 zu Münchengrätz in Böhmen, geſtorben am 23. November 1886 in Wien.

[14] Salamon Hermann Moſenthal, der Verfaſſer der „Deborah“, geboren am 14. Januar 1821 zu Caſſel, geſtorben am 17. Februar 1877 zu Wien.

[15] Da mit dem Lehrhauſe ſtets eine allen Lernbefliſſenen zugängliche Bibliothek verbunden war und auch heute noch iſt.

Privatunterricht, Nachhilfe- oder Vorbereitungsſtunden, die ſie in begüterten Familien gaben, zum Teil auch durch den Ertrag der Sammelbüchſe, mit welcher an jedem Neumond je zwei dieſer Bocherim in der Gemeinde umhergingen, um dann den Inhalt gleichmäßig an alle zu verteilen[16]. Dieſer Bittgang wurde als die beſchwerlichſte Sache empfunden, zu der die „Füchſe“ gezwungen wurden. Auch von den Foppereien oft derber Art der Scholaren des Mittelalters hatten die „Füchſe“ noch ein reichlich Teil zu genießen; auch hier wurde der jüngſtangekommene durch eine offizielle Tracht Prügel bei ſeiner Aufnahme in die Genoſſenſchaft ſymboliſch auf die ihn erwartenden Kümmerniſſe ſeines Berufes und das Traurige ſeines Schickſals vorbereitet. Bei der dritten Einnahmequelle der Filehner Bocherim wurde ich zu einer ſpeziellen Leiſtung herangezogen. Bei Hochzeiten pflegten die Scholaren von jeher dem Bräutigam einen ſchriftlichen Glückwunſch darzubringen und empfingen dafür ein Geſchenk zum allgemeinen Beſten der Studentenſchaft. Früher wurden dieſe Glückwünſche hebräiſch, zu meiner Zeit aber deutſch abgefaßt. Es waren Gedichte, aber immer Akroſticha auf den Namen der Braut und des Bräutigams, bei denen die Kalligraphie der Initialen eine Hauptzierde war. Von den Aktendeckeln meines Vaters

[17] Zum Teile heute noch in ruſſiſchen, galiziſchen und ungariſchen „Jeſchiboth“, Talmudſchulen, üblich.

her, war ich der berufene Kalligraph, aber auch verfaßt habe ich einige Male diese Gedichte, die einzigen in meinem Leben, und habe den Tribut an die Muse damit ein für allemal bezahlt!

Mein Freund zeichnete sich dadurch aus, daß er auf Freitische verzichtete, nur in unserem Hause war er der gerngesehene Gast zu jeder festlichen Mahlzeit. Es ist kaum zu sagen, wie gering die materiellen Bedürfnisse dieses Menschen waren, und dennoch gab es zwischen der mit unsäglicher Rastlosigkeit genossenen geistigen Nahrung sogar Freuden der Mahlzeit, der selbstbereiteten, bei der ich nicht selten sein Gast war: Eier, Schokolade, eine Flasche Bier wurden zum festlichen Mahl. Immer wiederholen aber muß ich, daß es dabei an Scherz und vollem Frohsinn niemals fehlte! — Von der Bienenemsigkeit dieses meines Lehrers ist es schwer, sich eine treffende Vorstellung zu machen! Was er alles gelesen hatte, mochte eine stattliche Bibliothek füllen! Dabei zwang ihn eine dringende und peinliche Sparsamkeit, die ihm notwendigen Handbücher, statt zu kaufen — abzuschreiben!!, um sie zu besitzen. Gesenius' hebräische Grammatik und das ganze hebräisch-chaldäische Wörterbuch besaß er von seiner eigenen Hand kopiert! — Ein solcher Mensch mußte hinter die Erfindung der Buchdruckerkunst zurückgreifen, weil gerade er leidenschaftlich bestrebt war, sich ihre Erzeugnisse anzueignen! Ohne Lehrer und

ohne Führer. Wenigstens vierzig Predigten von Schleiermacher und die ganze Predigtsammlung von Kley hatte er, weil sie ihm in jüdischer Kursivschrift geläufig waren, abgeschrieben.

Und alle diese Mühen, und alle diese Schätze hatten keinen anderen Zweck oder keine andere Absicht als die innere geistige Bereicherung der Person; diese und diese allein zu suchen, war ja das alte Erbteil der allermeisten, die sich mit der Thora um ihrer selbst willen, לשמה, mit so entsagungsvoller Hingebung befaßten.

Meine eigene Bildung war von der gleichen Art, daneben eine Masse von Kenntnissen, Gedanken und Erinnerungen aus Erzeugnissen der Poesie. Der Schulunterricht war nicht weit genug geführt, um einen mäßigen Begriff von Geschichte und geschichtlichem Leben der Völker zu geben. Voll und ganz aus den Quellen kannte ich nur biblische Geschichte, dann auch mancherlei von jüdischer Geschichte überhaupt; allein die Grenze oder auch nur ein wahrhafter Unterschied zwischen Geschichte und Sage, Wahrheit und Dichtung war mir, wie dem ganzen Kreise, in welchem ich aufwuchs, unbekannt. Typisch für die Denkweise waren die deutschen und die jüdisch-deutschen mit hebräischen Buchstaben gedruckten Bücher, sowohl die poetischen (von der heiligen Genoveva, von der schönen Magellone, Tausend und eine Nacht) als namentlich die histori-

ſchen: Geſchichte des Kaiſers Veſpaſian, Alexander des Großen, des Makedoniers oder Mukdon[17] genannt. So wenig wie meine Großmutter oder mein Onkel, der doch Lehrer von der Schule war, habe ich mir je die Frage vorgelegt, ob es denn zwiſchen Sage und Geſchichte einen Unterſchied gäbe? Und doch habe ich in derſelben Zeit von vierzehn bis ſechzehn Jahren Schriften des Maimonides und Ariſtoteles geleſen und mich mit der Löſung ihrer Probleme redlich und kindlich abgemüht. — Doch iſt es ja bekannt, wie verſchiedene Wege hiſtoriſches Denken und philoſophiſche Reflexion wandeln könne!

So ward das ſechzehnte Lebensjahr nahezu vollendet, und die Frage entſtand: was ſollte in Zukunft mit mir geſchehen?

Zwei Stellen als Lehrer kleiner jüdiſchen Gemeinden in der Nachbarſchaft in kleinen Städtchen waren mir trotz meiner Jugend angetragen worden. Mit ſolchem Amt wäre mein Streben abgeſchloſſen geweſen. Ich war entſchieden dagegen. Mein Vater ließ mir durchaus freie Hand, aber meinen Wunſch — auf irgend ein Gymnaſium geſchickt zu werden —, konnte er nicht erfüllen. Dazu reichten die Mittel der in den letzten acht Jahren um vier kleine Mädchen reicher gewordenen Familie nicht aus.

[17] Mukdon iſt die talmudiſche Leſeweiſe des Wortes Makedonien.

Da kam der Antrag einer befreundeten Kaufmannsfamilie in Poſen, daß ich ins Geſchäft treten — Kolonialwaren en gros — als Kind des Hauſes leben und natürlich alle freie Zeit meiner weiteren Ausbildung zuwenden dürfe. Zunächſt freilich, um mit dem Kaufherrn ſelbſt dem Talmudſtudium obzuliegen.

Die große Stadt, ſorgenfreies Leben, unzählige Quellen der Belehrung, Freiheit des Studiums, das war ja alles, was ich mir gewünſcht hatte! — Die Zeit zum Schöpfen aus den Quellen ſollte ſich ſchon finden, wenn nicht anders, dann in der Stille der Nacht!

Die Frau des Hauſes, eine Tochter des unlängſt verſtorbenen Rabbi Akiba Eger, — alſo vom höchſten jüdiſchen Adel, um deſſentwillen ihr Mann, der aus dem reichſten Handlungshauſe von Brody ſtammte, ſie geheiratet hatte[18] — war eine zarte, feine, edle jüdiſche Frau im ſchönſten Sinne, mir

[18] In „Aus einer jüdiſchen Gemeinde vor fünfzig Jahren", „Treu und Frei", S. 288, erzählt Lazarus: „Der Adel des Wiſſens und hervorragender Frömmigkeit hatte damals eine große Anziehungskraft; ſelbſt die Töchter wie Söhne ſehr gelehrter Männer waren als Schwieger und Eidam von den Reichen eifrig geſucht. Der ſchon genannte, durch tiefe und fruchtbare Gelehrſamkeit ebenſo wie durch beſondere Heiligkeit des Lebenswandels weitberühmte Rabbi Akiba Eger erfreute ſich eines ungewöhnlichen Kinderſegens; um ſeine Töchter aber wie um ſeine Söhne warb der ganze jüdiſche Reichtum Polens und des europäiſchen Oſtens von der Newa bis zum Mittelmeer".

vom erſten Tage an, ſolange ich in ihrem Hauſe lebte, — ja bis zum heutigen Tage, mütterlich zugetan. Der Hausherr, nach damaligen Begriffen ein recht gebildeter Mann, auch im deutſchen Schrifttum nicht unbewandert, aber wirklich gelehrt im Hebräiſchen und ſpeziell in der rabbiniſchen Wiſſenſchaft.

Je mehr ich von der Handlung lernte, was zu lernen war, meine Arbeit mit Fieber trieb, alſo alles gut vonſtatten ging, deſto mehr war ich unentbehrlich und bald völlig wie der Sohn im Hauſe. Führte mich die Tagesarbeit dem Hausherrn nahe genug, ſo knüpfte die Muße des Abends noch ein herzlicheres Band. Sobald das Kontor geſchloſſen war, ſtudierten wir vor und nach dem Abendeſſen gemeinſchaftlich den Talmud, auch Bibelexegeſe, hebräiſche Religionsphiloſophie uſw.; dankbar fühlte ich das Glück, mich im gewohnten Gedankenkreiſe bewegen zu dürfen. Mit mir zugleich war (im Auguſt 1840) mein Bruder[19] nach Poſen gekommen, um dort ſeine rabbiniſchen Studien bei dem Sohn und Nachfolger von Rabbi Akiba Eger, Rabbi Salomon, zu vollenden. Durch dieſen wurde

[19] Leiſer L., geboren am 8. April 1822 zu Filehne, promovierte 1848 in Halle a. S. zum Dr. phil., wurde 1850 Rabbiner in Prenzlau und wirkte in dieſer Gemeinde 25 Jahre. 1875 übernahm er als Nachfolger Zacharias Frankels den Poſten des Direktors am jüdiſch-theologiſchen Seminar zu Breslau. Den 16. April 1879 iſt er daſelbſt geſtorben.

ich, da er einer der ſcharfſinnigſten Talmudiſten ſeiner Zeit war, mit Ernſt und Nachdruck in die ſchwierigſten und feinſten Partien des Talmudſtudiums eingeführt. Wenige Spätabendſtunden der Woche, mehrere am Sabbat und die meiſten am Sonntag waren mir dazu vergönnt. Mein Bruder ſollte ſeiner Kränklichkeit wegen viel Spaziergänge machen, die Zeit derſelben ward aber nicht geopfert; wir gingen immer nur, wenn ich Muße hatte, und dann beſprachen wir unter freiem Himmel das Tiefſte und Dunkelſte, was wir zu denken und zu forſchen hatten.

Dann aber, wenn die Nacht kam, dann gehörte ich meiner eigenen Neigung, meinen Lieblingen, den ernſten Werken der heimiſchen und fremden Klaſſiker, ſoweit ſie mir in deutſcher Sprache zugänglich waren, und den Philoſophen. Die erſehnten Bücher erhielt ich von dem Gehilfen — zugleich Neffen des erſten Buchhändlers und Antiquars. Daß dabei viel in meine Hand kam, dem meine Kraft nicht gewachſen war, hätte ich nie bereut, wenn nicht allmählich die ſcharf wachhaltende Spannung eines fortwährenden Nachdenkens und Nachgrübelns meine Geſundheit geſchwächt hätte. Schon im Laufe des zweiten Winters (1841—1842) traten häufige Störungen und Ermattungen meiner Nerven ein. Gegen das Oſterfeſt hin war ich arbeitsunfähig geworden, ohne doch irgend eine beſtimmte

Krankheit zu haben. Der Arzt ſandte mich heim, und nach acht Tagen Ruhe brach ein heftiges, hitziges Fieber aus.

Meine Mutter hatte mich geholt und dabei vom Arzt die beſtimmte Erklärung erhalten, daß ich mein Doppelleben aufgeben, entweder ſtudieren oder Handlung treiben müſſe.

Die während meiner Krankheit gepflogenen Beratungen über meine Zukunft endeten mit Zuſtimmung meines Vaters, aber unter geſteigertem Widerſpruch meiner um meine Geſundheit beſorgten Mutter damit, daß die Handlung aufzugeben ſei und ich mich der Wiſſenſchaft widmen ſolle. Wie und wo, das ſollte einſtweilen dem Schickſal überlaſſen bleiben.

Nach ſieben Wochen konnte ich als geheilt gelten. Ich mußte nach Poſen zurück, um das Geſchäft des Prinzipals aufzulöſen. Er wollte es nur fortführen, wenn ich bei ihm bliebe und ſein Aſſocié werden wolle. An meinem Geburtstage desſelben Jahres verließ ich Poſen und kehrte für einige Wochen zur Erholung in das Vaterhaus zurück.

Der Weg, den ich fernerhin machen wollte, lag noch im tiefen Dunkel vor mir; das Ziel war beſtimmt: ich wollte ſtudieren, wollte geordnete wiſſenſchaftliche Ausbildung auf einem Gymnaſium, dann auch Univerſitäten beſuchen. Das Studium war bei den Juden unſerer Provinz, mit Ausnahme derer,

welche Mediziner wurden, eine ſeltene und in ihrer Ausführung unbekannte Sache. Denn was ſollten die Juden ſtudieren, da ihnen die gelehrten Berufsarten politiſch verſchloſſen waren? Auch unter den Theologen der Provinz konnte man diejenigen, welche Studien auf der Univerſität gemacht hatten, an den Fingern herzählen. Von einem einzigen ging die dunkle Sage, daß er ſeine Vorbereitung und die Prüfung nicht als „Wilder", ſondern auf einem wirklichen Gymnaſium gemacht habe. Abgeſehen von dem äußeren Grunde, daß der Beruf eines jüdiſchen Theologen in der Folgezeit von den Univerſitätsſtudien abhängig war, ſo erkannte ich doch zwei innere Gründe vollkommen klar und beſtimmt, um nach jenem Ziel zu ſtreben: zunächſt hatte ich eine tiefe Sehnſucht, mich dem Chaos meiner Gedanken durch methodiſch geordnete Forſchung zu entreißen.

Mit Eifer hatte ich mich von den wenigen Altersgenoſſen, welche bereits ſo glücklich waren, ſich dem Ende ihrer Gymnaſialbildung zu nähern, über den Inhalt und Gang des Unterrichtes belehren laſſen; mit heißer Sehnſucht ſog ich alle Mitteilungen ein über den Stufengang des Wiſſens, das von Klaſſe zu Klaſſe ſich emporhebt. So wollte ich lernen. Darin, daß ich bereits achtzehn Jahre alt war, ſah ich kein Hindernis; mich mit den Zehn- oder Zwölfjährigen auf die Bänke zu ſetzen und zu lernen,

erſchien mir weder ſchwer noch unehrenhaft. Neben dem Sehnen nach einem methodiſchen Studiengang hat mich beſonders ein Gedanke mächtig angezogen, der mir bei einer an ſich ſehr unbedeutenden, aber für mich höchſt eindringlichen Tatſache einleuchtete, *Γνῶθι σεαυτόν* ſtand als Umſchrift auf der Titelvignette zu Mendelsſohns „Phädon“. So oft ich das Buch aufſchlug, verdroß es mich, die erſten Worte desſelben nicht leſen zu können. „Du mußt Griechiſch und Lateiniſch lernen“ — das ſtand bei mir feſt, aber nicht bloß die äußere Abſicht, auch ein innerer Grund leitete mich: der zweifelloſe Gedanke, daß man in den Geiſt eines fremden Schriftſtellers nur dann vollkommen eindringen kann, wenn man ſeine Sprache verſteht. Ich war aus eigenem Erlebnis feſt davon überzeugt: das Hebräiſche kannte ich von Kindheit auf, mit jener Unmittelbarkeit des Verſtändniſſes wie die Mutterſprache. Nun hatte ich manche deutſche Überſetzung der Bibel, ſpeziell der poetiſchen Schriften und prophetiſchen Reden kennen gelernt. Sie genügten mir bei weitem nicht! Ich war nicht zufrieden; mir fehlte ſtets irgendetwas an ihnen, bald die Tiefe, bald die Innigkeit, bald die Weihe des Inhalts. — Wie oft machte ich dann den Verſuch, denſelben deckender, treffender, ergreifender im Deutſchen auszudrücken. Wohl nicht mit Unrecht glaubte ich damals, daß meine eigene Unzulänglichkeit nicht allein ſchuld an dem

Abſtand trug, welcher zwiſchen Original und Überſetzung beſtehen blieb.

Ich wußte wohl nicht deutlich, aber ich fühlte klar, daß ich den Pſalmiſten, die Propheten ganz nur in ihrer Sprache denken konnte. Zwar erinnere ich mich wohl, daß ich zu jener Zeit glaubte, jene Differenz ſei nur zwiſchen der heiligen Sprache und der profanen eine ſo unausgleichbare, aber ich hegte doch die Überzeugung, daß es ſich mit Plato und Ariſtoteles ähnlich verhalten müſſe; denn Homer und Sophokles kannte ich zwar, für meinen Gedankenkreis aber hatten ſie nicht, weitaus nicht jene Bedeutung als jene Denker, deren tiefſte Verehrung mir ſchon in den hebräiſchen Schriften des Mittelalters ſo früh zu Gemüte geführt war. Von Aeſchylos habe ich erſt auf dem Gymnaſium und außerhalb desſelben durch Günther eine[20] Ahnung bekommen.

[20] Siehe S. 110.

Zweiter Abſchnitt. In der Fremde.

Im Oktober 1842, alſo achtzehn Jahre alt, verließ ich zum zweitenmal mein Elternhaus, unter den mutigen Segnungen meines Vaters und der ſchweren Beſorgnis meiner Mutter, um mich den wiſſenſchaftlichen Studien, alſo zunächſt der methodiſchen Vorbereitung für dieſelben zuzuwenden.

Mein nächſtes Ziel war Sondershauſen. Dort war mein Bruder ſeit längerer Zeit zwiefach beſchäftigt, einerſeits, um den dortigen jüdiſchen Prediger[1] in die rabbiniſche Literatur einzuweihen und ihn zum Rabbiner auszubilden, wodurch ſeine Exiſtenz geſichert, aber auf das Notdürftigſte beſchränkt war, andererſeits beſuchte er das Gymnaſium

[1] Nach freundlicher Mitteilung des Herrn H. Redelmeier in Sondershauſen war dies Rabbiner Ph. Heidenheim. Derſelbe kam 1836 von ſeiner Geburtsſtadt Bleichrode als Hilfslehrer an die Religionsſchule nach Sondershauſen, machte ſpäter das Rabbinerexamen und wurde von der Gemeinde als Rabbiner angeſtellt. Er erhielt ſpäterhin, da er auch als Oberlehrer an der fürſtlichen Realſchule tätig war, den Titel Profeſſor und eine hohe Auszeichnung. Nahezu ſiebzig Jahre, bis zu ſeinem am 14. Juni 1906 erfolgten Tode, wirkte er in ſegensreicher Weiſe in Sondershauſen.

und hatte es in ihm bereits bis zur Oberſekunda gebracht. An dem Unterricht des Predigers wollte ich zu meiner eigenen rabbiniſchen Ausbildung teilnehmen, zugleich die Anfänge des Lateiniſchen und Griechiſchen, des Franzöſiſchen und Engliſchen und der Mathematik von meinem Bruder erlernen. Denn mir einen beſoldeten Lehrer zu gewinnen, fehlten durchaus die Mittel. Faſt gänzlich war mein Gehalt im Poſener Geſchäftshauſe dem Konto meiner Eltern, welche von dort die Waren für ihren kleinen Handel bezogen, gutgeſchrieben worden! Nicht ſo viele Taler, als ich hätte an den Fingern abzählen können, nahm ich mit nach Berlin: der erſten Station von den zweien, deren ich vor meiner Ankunft in Sondershauſen zu gedenken habe. Viele Bekannte und Altersgenoſſen, welche aus der Heimat, namentlich aus Poſen, lange vor mir nach Berlin gekommen und in die dortige Lebensart eingewöhnt waren, bemühten ſich, mir vieles und Neues zu zeigen. Außer der Stadt mit ihren Plätzen, Gebäuden, Muſeen habe ich in drei oder vier Wochen mehr Theaterabende gehabt als in meinem ganzen Leben bis dahin, obgleich es ſchon in Filehne[2] zwei-

[2] In den „Lebenserinnerungen", Berlin 1906, S. 199 f., berichtet Lazarus in humorvoller Weiſe über ſeine erſten Beziehungen zum Theater in Filehne als — — Zettelſchreiber. — Über Karl Rott, Theodor Döring und Ludwig Deſſoir und andere zitiert Frau Nahida Lazarus weiterhin ausführlich ihres Gatten

mal an dem Spiel einer Wandertruppe und in Posen an dem ständigen Theater nicht fehlte. Die Fanny Elßler habe ich tanzen, Rott, Döring, Dessoir, Weiß und Gern spielen sehen. Die Garcia hörte ich singen. Ich weiß aber auch ziemlich genau, daß alle diese Bilder und Eindrücke doch nur flüchtig an meiner Seele vorübergezogen sind, etwa wie wenn man in einem Bilderbuche blättert, welches Dinge und Ereignisse darstellt, von denen man bis dahin nichts kannte. Im Grunde genommen stand mir vielen Erscheinungen gegenüber, von welchen andere mit Entzücken sprachen, die Frage vor der Seele: „Ja, was ist denn nun?"

Als einer ausdrucksvollen Persönlichkeit ist mir nur der „alte" Pleßner[3], wie er dann viele Jahre hieß, entgegengetreten. Damals noch in mittleren Jahren war er bereits stark mystisch angehaucht und verbreitete in einer kleinen Gemeinde durch seine Reden voll Schwung und Eifer heiße Religiosität.

interessante Äußerungen im achten Kapitel: „Aus der Welt des Theaters".

[3] Salomon Pleßner, geboren am 15. April 1797 in Breslau, gestorben am 28. August 1883 in Posen, hielt in Berlin, wo er 1830—1843 wohnte, Predigten und veröffentlichte zahlreiche homiletische Sammlungen, die sich weniger durch äußere Form, als vielmehr durch Gedankentiefe des Inhaltes auszeichnen. Mit Pleßner, der noch die Mitte zwischen der alten Deraschah und der modernen Predigt hielt, zog erst eigentlich die deutsche Predigt in Berlin und vielen anderen Gemeinden ein. Von 1843 bis zu seinem Tode lebte er in Posen als Privatgelehrter.

Nochmals sollte ich hier von Berlin aus, das ich, beiläufig gesagt, in einer Fahrt von vier Tagen und Nächten, wie der Fuhrmann meinte, mit beneidenswerter Schnelligkeit erreichte, von meinen kaufmännischen Kenntnissen, wenn auch nur auf vierzehn Tage, Gebrauch machen. Ich weiß nicht, welches plötzliche Ereignis wieder einmal ungewöhnlichen Aufwand im elterlichen Hause erheischte und einen Notschrei von dorther zu mir dringen ließ, als mir zufällig durch einen Jugendgenossen in dem Warengeschäft, in welchem er diente, für die kurze Zeit der Frankfurter Messe ein Aushilfspoſten angeboten wurde. Ich nahm ihn an und konnte ein erkleckliches Sümmchen nach Hause schicken. Die vierzehn Tage aber deuchten mir Jahre! — Meine Sehnsucht, zu den Studien zu kommen, war so viel größer und einen auch nur ähnlichen Widerwillen gegen die geistlose, geistige Arbeit, die ich zu tun hatte, kannte ich in den ganzen zwei Posener Jahren nicht. Bedurfte ich für alle die schweren Schritte, die mir noch bevorstanden, um in so späten Jahren Kinderaufgaben nachzuholen, noch einer Schärfung der Energie, so hat dieses an sich ja unbedeutende Erlebnis sie mir auf Jahre hinaus gesichert.

Die zweite Station war Güsten, ein kleiner anhaltischer Marktflecken, wo ich in der Familie meiner Cousinen für einige Wochen gefesselt wurde, besonders deshalb, weil ich populär-theologische Vor-

träge, von der Art, wie ich ſie von meinem Vater viele Jahre durch die ganze Kindheit gehört, aber im Sprechen und in Manier weſentlich moderniſiert, vor der kleinen Gemeinde gehalten, welcher eine geiſtige Gabe ähnlicher Art höchſt ſelten zuteil geworden. Ich ward für allgemeine und beſonders meine eigenen damaligen Verhältniſſe ſo reichlich beſoldet, daß ich nach Deckung der Reiſekoſten an außerordentlichem Kleingelde runde vier goldene Louisdors nach Sondershauſen brachte. Es ſoll kurz geſagt ſein, von dieſen vier Louisdor habe ich beinahe dreiviertel Jahre gelebt; die Wohnung, ein unheizbares Stübchen, habe ich mir freilich mit ein paar Stunden wöchentlich verdient. Gekleidet war ich reichlich, und wie meine Nahrung, die ich mir ſechs Tage in der Woche ſelbſt zubereitete (am Sonnabend aß ich bei dem Prediger Heidenheim), beſchaffen war, mag man daraus erkennen, daß ſie wöchentlich nicht mehr als eine Mark fünfzig Pfennige gekoſtet. Des Morgens ein mit dem Namen „Kaffee“ etwas optimiſtiſch bezeichnetes Getränk, mittags ein aus Milch und Mehl primitiv hergeſtellter Brei, welcher nur mit erwärmten Wurſtſchnitten abwechſelte. Früh, mittags und abends ein Stück trocken Brot.

Am 22. Januar 1843 habe ich bei meinem Bruder in Sondershauſen die erſten lateiniſchen und griechiſchen Stunden gehabt und lange Jahre hin dieſen

Tag als meinen zweiten Geburtstag gefeiert. Mit der bewußten Energie und Faſſungskraft des Erwachſenen und mit der Friſche des Kindes iſt die Erlernung beider Sprachen ergriffen worden. Als ich zu Oſtern nach Güſten ging, um dort eine Predigt zu halten, waren Cäſar und Cicero (nebſt Grammatik und Handlexikon) ſchon meine Begleiter; damals — und noch manche Jahre ſpäter — habe ich alles, was ich las oder lernte, auch behalten, und Schulz' Grammatik ſamt Krebs' Antibarbarus hätte ich in ſechs Wochen völlig in mich aufnehmen können, wenn nicht die Anwendung des Gelernten bei der Überſetzung ins Lateiniſche mir trotz der deutlichſten Einſicht große Schwierigkeit gemacht hätten. Der Unterſchied zwiſchen konkreter und abſtrakter Reproduktion iſt halt ein feines, feines Kapitel. Mit dem Griechiſchen ging es langſam. Dagegen wurde die hebräiſche Grammatik, in welcher ſeit ſechs Jahren ſo gut wie nichts getan war, wieder vorgenommen und nun durch ſchnelle, vielleicht vorſchnelle Vergleichung mit dem Lateiniſchen ganz anders als vormals betrieben. Zeit braucht ich dazu gleichſam keine. Die Spaziergänge mit meinem Bruder — unſere einzige tägliche Bewegung, da ſein Weg zum Gymnaſium, meiner zum Bäcker oder Krämer, nur eine halbe Minute forderte — die Pauſen während der Morgenmahlzeit oder richtiger ihre ganze Dauer — da Kauen nicht am Denken

hindert — füllten ſich damit aus. Wenn ich mich recht erinnere, ſo habe ich wohl etwa an jenem Tage, als ich um Oſtern von Sondershauſen nach Güſten teils fuhr, teils marſchierte, von den zwölf Reiſeſtunden kaum ſo viele Minuten verloren; faſt jede war mit Leſen oder Erinnern bald der einen, bald der anderen Grammatik und, wenn ich deſſen müde war, einfach mit Übung des Sprachſchatzes ausgefüllt. Damals und ſpäter das erſte Jahr in Braunſchweig habe ich kennen gelernt, was Fleiß heißt! oder Fleiß vermag, was der Menſch ſich zumuten oder was er erringen kann! Deshalb konnten auch neben den Sprachſtunden täglich zwei bis drei Stunden auf den Talmud verwendet werden, bald auf eigene Hand, bald durch den Unterricht, den mein Bruder dem Prediger erteilte. Philoſophiſche Lektüre jedoch war faſt ängſtlich gemieden. Es mochten aber etwa drei Wochen vor Pfingſten geweſen ſein, daß mir der lateiniſche Spinoza, ich weiß nicht, ob abſichtlich, ob zufällig, in die Hände kam. Nun ſtürzte ich mich heißgierig darauf, ihn in der Urſprache zu leſen. Das Griechiſche wurde faſt, das Hebräiſche gänzlich verſäumt, und was waren mir jetzt noch Cäſars Kriege oder Ciceros Reden? Deſto hitziger war ich auf den lateiniſchen Spinoza, weil es da bald recht harte Nüſſe zu knacken gab. Die ſchlichte und glatte Latinität hätte mir an ſich keine ſonderliche Schwierigkeit mehr

bereitet. Allein während das philoſophiſche Verſtändnis des Inhaltes in der Regel nur von der richtigen Deutung der grammatiſchen Formen abhängig iſt, zeigte ſich an vielen Stellen die grammatiſche Deutung ſelbſt durchaus abhängig von der philoſophiſchen Faſſung des Inhaltes; ob dieſer Genitiv ein Subjektivus oder ein Objektivus iſt, das hing von dem philoſophiſchen Gehalt des Satzes ab und machte in dieſem oft den weitgreifendſten Unterſchied für viele andere Sätze, zuweilen für das ganze Kapitel.

Dazu kam nun, daß ich für ſolche Interpretationen gleichſam im philoſophiſchen Denken zu weit, in der Strenge der Beziehung zwiſchen philoſophiſchen Gedanken und grammatiſcher Form zu wenig vorgebildet war. Zwei oder gar drei deutſche Überſetzungen der Ethik Spinozas waren zur Hand; ſie konnten, wenn ſie verſchieden waren, die Schwierigkeiten nur noch erſchweren; kein Helfer in der Nähe; ſo wühlte ich mich denn auf eigene Fauſt immer tiefer hinein. Faſt Nacht wie Tag verfolgten mich die lateiniſchen Sätze mit den Fragezeichen nach ihrer richtigen Deutung. Das ſollte ich büßen und ändern müſſen. Am erſten Pfingſtmorgen nach einer zergrübelten Nacht, als ich das Bett verlaſſen, wurde ich während des Ankleidens von einer ſtarken Ohnmacht befallen; wie lange ſie gedauert, war genau nicht feſtzuſtellen; mein Bruder im Nebenzimmer

hatte mich aufſtehen hören, und als ich dann längere Zeit nicht zum Vorſchein kam, nach mir geſehen und mich in der Ohnmacht gefunden und daraus erweckt. Der Fingerzeig war deutlich, die ſchlechte Ernährung, welche ihren Anteil an der Veranlaſſung haben mochte, konnte ich nicht ändern! Dagegen die philoſophiſche Arbeit auf eigene Hand neben den ſprachlichen Anfängerſtudien mußte aufgegeben werden. Jetzt kehrte ich für den ganzen Sommer zu Cicero und Nepos, zu Cäſar, Salluſt zurück, und mühte mich mit Jacobs, den Berg des Griechiſchen langſam hinanzuſteigen. Dafür legte ich etwas Franzöſiſch dazu, um die drei Sommermonate reichlich auszufüllen. Meine Geſundheit blieb ungeſtört. Nur eine Schrift von Dreßler, dem Anhänger Benekes, zugunſten desſelben gegen Herbart, nahm meine Aufmerkſamkeit ernſtlich in Anſpruch. Für die Fragepunkte hatte ich erſt kaum das volle Verſtändnis, aber den zweifelloſen Eindruck empfangen und behalten, daß Dreßler das Gegenteil von dem beweiſe, was er beweiſen wollte. Die Sehnſucht nach einer genaueren Kenntnis Herbarts, damals entſtanden und nie wieder erloſchen, konnte zurzeit keine Erfüllung finden.

Vorbereitet etwa für den Eintritt in die Tertia eines Gymnaſiums, galt es einen Ort zu ſuchen, an welchem ich vielleicht durch Verwertung meiner hebräiſchen Kenntniſſe in den Stand geſetzt wurde,

ein Gymnaſium zu beſuchen. Mir ſchwebte Hamburg oder Hannover vor; aber völlig unbekannt mit den dortigen Verhältniſſen, wollte ich zunächſt meinen in Bremen wohnenden Onkel beſuchen, um von ihm Rat und Anleitung zu gewinnen. So machte ich mich auf die Reiſe. In Braunſchweig ſollten Grüße meines Vaters an den dortigen Landesrabbiner Dr. Herzfeld[4] ausgerichtet werden; die etwa zweiſtündige Unterhaltung mit dieſem hat auf meinen Lebensgang entſcheidenden Einfluß genommen. In Braunſchweig nämlich beſtand aus einem Betrag vom vorigen Jahrhundert ein erhebliches Stipendium für einen Talmudjünger, welcher bei den Rabbinern ſeine Studien fortſetzt. Zu Oſtern des nächſten Jahres wurde die Stelle, die damals von dem nachmaligen Rabbiner in San Franzisko beſetzt war, frei, und Dr. Herzfeld lud mich ein, dieſelbe zu übernehmen. Ich mußte mir jedoch die Entſcheidung bis nach der Beratung mit meinem Onkel vorbehalten, obgleich das Wohlgefallen gegenſeitig ſo deutlich und der Bericht über die Verhältniſſe am Gymnaſium ſo günſtig wie immer möglich war.

[4] Dr. L. Herzfeld, der erſte deutſche Prediger in Braunſchweig, geboren am 28. Dezember 1810 zu Ellrich am Harz, geſtorben am 11. März 1884 zu Braunſchweig, hat ſich ſowohl als Prediger wie als fruchtbarer wiſſenſchaftlicher Schriftſteller einen bedeutenden Namen erworben. Von ihm ſtammt die erſte quellenmäßige Bearbeitung einer „Handelsgeſchichte der Juden im Altertum“.

Auf der Reiſe nach Bremen berührte ich Hannover. Dort war mein Großvater Stiftsrabbiner geweſen, und es lebten noch mehrere ſeiner ehemaligen Talmudſchüler, unter ihnen der jetzige[5] Oberlandesrabbiner des britiſchen Reiches, Dr. Adler, der Bankier Alexander Cohn aus der Familie der Stifter und andere; die pietätvollſte Erinnerung an ihren Lehrer bereitete mir die herzlichſte Aufnahme. Wären nur die Studienverhältniſſe daſelbſt mir ebenſo günſtig erſchienen wie die perſönlichen Geſinnungen, ſo hätte ich in Hannover bleiben können.

Im September kam ich nach Bremen. Mein Onkel wohnte aber in Haſtedt, einem Vorſtadtdorfe; denn die Juden, 1819 aus der Stadt verwieſen, durften bis 1848 nur auf dem Lande wohnen. Hier bin ich gegen ſieben Monate geblieben. Es wird uns heute ſchwer, ſolche Tatſachen zu begreifen, wie: daß die Juden ihre Geſchäfte in der Stadt nur auf chriſtlichem Namen oder im geheimen machen durften (und dabei waren es nur fünf Familien, vor denen die große freie Reichsſtadt ſich alſo fürchtete!), und daß es für mich, um ein halbes Jahr auf bremiſchem Gebiet Studien halber bleiben zu dürfen, einer ganz beſonderen Erlaubnis des Bürgermeiſters bedurfte.

Die Beratung, wie dieſelbe zu erlangen, war ſehr

[5] Lazarus begann das Diktat ſeiner Autobiographie 1884. Der Chiefrabbi N. M. Adler, früher Landesrabbiner in Hannover, ſtarb in London am 21. Januar 1890.

ernſthaft; glücklicherweiſe wurde mein Onkel mit den Freunden darüber einig, es mochte das beſte ſein, wenn ich mein Geſuch dem damaligen Bürgermeiſter ſelbſt vortrüge. Ich verdanke dieſem Rate eine ſehr glückliche halbe Stunde bei dem berühmten Bürgermeiſter Johann Smidt[6]. Über meine Abſicht, mich im zwanzigſten Jahre für das Gymnaſium vorzubereiten, erſtaunt, trat er in eine genaue Beſprechung meines bisherigen Lebens und Studienganges ein; von ſeiner Beziehung zu Herbart hatte ich natürlich keine Ahnung, als ich aber meiner Lektüre der Dreßlerſchen Schrift und der daraus folgenden Sehnſucht, Herbartiſche Pſychologie einſtens genau zu ſtudieren, erwähnte, da verwandelte ſich das Geſicht des alten Mannes, ſeine Augen leuchteten; er gedachte ſeines Jugendgenoſſen mit wenigen aber ungemein ergreifenden Worten und ermunterte mich nachdrücklich, meinem Vorhaben getreu zu bleiben. Die Erlaubnis des Aufenthaltes in Bremen ſchrieb er ſofort eigenhändig nieder. Das Schriftſtück wurde von den jüdiſchen Familien wie eine Art Triumph be-

[6] Johann Smidt, geboren am 5. November 1773, geſtorben am 7. Mai 1857, Bürgermeiſter ſeiner Vaterſtadt Bremen ſeit 1821, hat ſich als Staatsmann außerordentliche Verdienſte um die Hanſaſtädte erworben. Als deren diplomatiſcher Vertreter nach der Leipziger Schlacht rettete er deren Selbſtändigkeit. Dem aufſtrebenden Handel Bremens gab er mächtige Impulſe durch die Gründung von Bremerhaven im Jahre 1827. Seine Biographie iſt 1873 erſchienen.

trachtet. Ich habe Smidt nur noch einmal gesehen, als ich ihm vor dem Abgang nach Braunschweig zu danken kam.

Ein etwa vierwöchentlicher Aufenthalt in Hamburg, wo Schüler meines Großvaters, ein Jugendfreund und mancher Bekannte meines Vaters lebten, bestärkte mich in der Wahl Braunschweigs zum Orte meiner Gymnasialstudien. Wie anziehend auch ein vielfaches Entgegenkommen, ererbtes Wohlwollen und ganz besonders die Persönlichkeit des Chacham Bernays[7] und seines Sohnes, des damaligen Gymnasiasten Jakob[8], auf mich wirkte, zumal mich beide beredeten, in Hamburg zu bleiben, Talmud bei Bernays und die Gymnasialfächer auf dem Johanneum zu treiben — ein Vorzug, den ich meiner, von Vater und Bruder überkommenen, von der üblichen pilpulistischen weit abweichenden Methode des Talmudstudiums zu verdanken hatte —, so behagte es mir doch wenig, daß die ganze Lebensform, Ausdrucksweise usw. der hamburgischen Juden unserer heimischen allzu ähnlich erschienen, während ich in

[7] Isaak Bernays, geboren 1792 in Mainz, 1821 zum Rabbiner in Hamburg gewählt, daselbst gestorben 1849, lehnte den Titel Rabbiner ab und nannte sich nach Sitte der portugiesischen Juden Chacham=Weiser. Seine Biographie bei Duckesz, „Iwoh Lemoschaw", S. 110 ff.

[8] Nachmals Professor in Breslau, einer der bedeutendsten Philologen der Neuzeit, während zwölf Jahre am Breslauer jüdisch-theologischen Seminar. Er starb in Bonn am 26. Mai 1881.

Braunschweig den ersten Hauch rein germanischen Wesens auch unter den gebildeten Juden verspürte.

Das Leben im Hause meines Onkels während der sechs Wintermonate war durchaus behaglich und meiner geschwächten Gesundheit ungemein zuträglich, obwohl es an Beschwerden nicht fehlte. Den Unterricht, dessen ich bedurfte, mußte ich durch wissenschaftliche Gegenleistung erwerben. Das gab wieder doppelte Arbeit; für lateinische, griechische und mathematische Lektionen habe ich ebenso viele hebräische gegeben. Der eine meiner Tauschlehrer war ein Primaner, welcher, jetzt Gymnasiallehrer in Pommern, noch vor wenigen Jahren die Erinnerung an jenen gegenseitigen Unterricht brieflich aufgefrischt hat; der zweite, ein Kandidat des Predigerstandes, zur Zeit Lehrer der Geschichte am Gymnasium in Bremen; der interessanteste und sehr bald mir gemütlich nahegetretene dritte war ein Heidenmissionar, welcher leider wenige Jahre nachher — ich glaube in Südamerika — verstorben ist. Ihm verdankte ich die nähere Bekanntschaft mit den religiös erregten Kreisen Bremens und zwei Empfehlungen nach Braunschweig, welche mich wiederum mit den Herrnhutern in Verbindung brachten. Meine bis dahin sehr dürftige Kenntnis des Christentums und des christlichen Lebens wurde dadurch sehr bereichert, und ich hatte zugleich das Glück, beide in den scharf

ausgeprägten Formen und von der edelſten Seite kennen zu lernen. Sehrwald, der Miſſionar, war zugleich Landsmann und Jugendfreund des Dr. Herzfeld. So friedliche und erleuchtende, obwohl energiſch geführte Religionsſtreitigkeiten wie die unſrigen hat es wohl ſelten gegeben. Dreimal wöchentlich ging ich zur Stadt, um je meine Stunden zu geben und zu nehmen. Der Freitag war deshalb der ſchwerſte Tag, weil ich, aus einer mir noch jetzt unerklärlichen Marotte, die aus meiner Kindheit erinnerte Gewohnheit der Talmudjünger aufnahm, die Donnerstagnächte durchzuarbeiten und ſie mit Talmudſtudien und der Vorbereitung für den aktiven und paſſiven Unterricht auszufüllen. Sechsunddreißig Stunden außer dem Bett, Hinweg und Heimkehr zu Fuß, — aber auch welch ein erquickender Schlaf dann in den Freitagnächten!

Sonnabend und Sonntag waren der philoſophiſchen Lektüre gewidmet. Matthiaes „Einleitung in die Philoſophie“, ein Buch, das wie für mich geſchaffen war, und Fichtes „Anweiſung zum ſeligen Leben“ verbeſſerten die Methode und erweiterten den Geſichtskreis meines Denkens. Zu den eigentlichen Arbeiten geſellte ſich im Verhältnis zu der Kürze der Zeit und der geringen Reife ein ungewöhnlicher Reichtum perſönlicher Beziehung. Da war vor allem der Antiquar Herr v. S., deſſen Leben ich in meiner novelliſtiſchen Charakte-

riſtik[9] mit überwiegender Wahrheit und beſcheidenſtem Zuſatz von Dichtung dargeſtellt habe. Hier genügt es, daran zu erinnern, daß er die wichtigſten Bücher, namentlich die philoſophiſchen, die kultur- und kirchengeſchichtlichen geleſen, kritiſiert und ſatiriſiert hat. Weshalb er mich in ſein verödetes Herz geſchloſſen, ich weiß es nicht. Trotz des tollen und beißenden Humors, mit welchem er über die Bücher ſprach, hat er mir gute Wege gewieſen und mich vor falſchen behütet. Wie ſehr auch das Bizarre ſeines Weſens und Schickſals den pſychologiſchen Forſchungstrieb in mir reizte, am Ende hat es doch noch mehr mein Gemüt ergriffen. In den letzten Monaten kam ich nie nach der Stadt, ohne ihn zu ſehen und von dem überreichen Schatz, den ein nie raſtendes, zielloſes Leben in ſeinem Geiſte aufgehäuft, Staunen, aufwühlende und richtende Belehrung zu gewinnen.

Bei ihm lernte ich auch ſeinen einzigen näheren Bekannten kennen, dem ich ſehr bald mit Verehrung und Befriedigung nähergetreten bin. Nicht minder eigenartig, aber dem andern völlig entgegengeſetzt, eine ganz und gar harmoniſche Natur in ſtetiger ordnungsvoller Vertiefung und Selbſtbildung begriffen. Beamter bei der Thurn- und Taxiſchen Poſt, wenige Stunden amtlich beſchäftigt, lebte der alte

[9] Novellenzeitung. III. Jahrgang, Nr. 39 u. 40: „Ein Antiquar“.

P. einer der ſchönſten, hochgewachſenſten, weißhauptigen Greiſe, meiſt ſeinen religiöſen und kontemplativen Studien. Alles mit einem Anflug von Pedanterie, aber von einer ſolchen Innigkeit durchwärmt, daß man die Fülle und Friſche nirgends entbehrte. Morgens von 5—6 Uhr las er in der Bibel, von 6—8 Uhr in irgend einem der deutſchen Myſtiker oder Religionsphiloſophen. Dann folgten die Amtsſtunden. Nachmittags und abends freie Lektüre und, wo es irgend zu haben war, anregendes, eindringendes, ſtellenweiſe geradezu erbauliches Geſpräch. Er und Herr v. S. ſind beide kurz nach meinem Abgang von Bremen geſtorben, und ich habe ſie nicht wieder geſehen. In einer der letzten Stunden gab er mir einen Rückblick über ſein ganzes Leben. Ich habe oft gewünſcht, auch dieſes zu erzählen, aber bis jetzt nie die Muße dazu gefunden; nur an ein Moment wenigſtens ſoll hier erinnert werden: P. war in jungen Jahren Offizier in holländiſchen Dienſten und führte ein ſehr flottes Leben auf dem Grunde einer von ihm ſelbſt kurz ſo bezeichneten Voltaireſchen Denkweiſe. Da kam es zu einer jähen Wandlung. Zufällig geht er eines Abends in Amſterdam an einer Synagoge vorüber, aus welcher ihm heftig und inbrünſtig ſchreiende Töne entgegenſchallen. Neugierig und ſpottluſtig tritt er ein. Er hört einige Worte im gewaltigen Chor öfter wiederholen und ſucht nun durch Einblick

in das Gebetbuch irgend eines naheſtehenden Juden den Sinn des Satzes zu erfahren. Es war das Schlußgebet des Verſöhnungstages, und die ſiebenmal wiederholten Worte lauteten: Jehovah, er iſt Gott! Die gewaltige Inbrunſt, mit welcher dieſer ſchlichte, eine bloße Wahrheit einfach ausſprechende Satz von der ganzen großen Gemeinde rezitiert wurde, der Gegenſatz der Glut der Empfindung in einer Geſamtheit zur Ruhe des Gedankengehaltes regte ſein Gemüt ſo zum Nachdenken über alles auf, was Religion heißt und berührt, daß er allmählich zu jenem beſchaulichen und innerlich bewegten Leben gelangte.

Durch P. war ich auch zu einem alten, erblindeten Manne gekommen, dem ich die letzte Zeit in Bremen wöchentlich zwei- oder dreimal eine Stunde vorlas, meiſt aus religionsphiloſophiſchen Büchern, über welche er aus dem Schatze ſeiner Kenntniſſe und eigenen Nachdenkens gern und fließend ſprach. Schließlich muß ich einer Frau gedenken, die als ein pſychologiſches Phänomen mir nicht bloß damals erſchien, ſondern auch heute noch erſcheint. Die kinderloſe Witwe eines Goldſchmiedes, dem ſie aus dem Elſaß nach Bremen gefolgt war, führte ſie ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ſelbſtändig das offene und ziemlich umfangreiche Geſchäft, nur von Geſellen unterſtützt. Religiös erregt, ungemein wohltätig, war ſie ein ſehr beliebtes und geehrtes Mit-

glied der frommen Kreiſe. Durch Sehrwald war ich ihr deshalb bekannt geworden, weil ſie, die ganz ſpezifiſche Chriſtin, eine ſtark ausgeſprochene, bei jeder Gelegenheit bewährte Vorliebe für das Alte Teſtament und die Bekenner desſelben hegte. Auch nicht ein Schatten von Bekehrungsſucht trat bei ihr ſowohl im Verkehr mit den jüdiſchen Familien, den ſie von jeher pflegte, als auch mir gegenüber hervor, obgleich ich nicht wenige Stunden mit überwiegend bibliſchem Geſpräche bei ihr zubringen und allerlei Art von Bemutterung erfahren mußte. Soweit war alles in Ordnung. Daneben aber war ſie faſt unaufhörlich von Viſionen und Halluzinationen heimgeſucht oder vielmehr beglückt. Ihr ſcharfer praktiſcher Geſchäftsverſtand, den mein Onkel oft gerühmt hat, hinderte ſie nicht, mir beim Eintritt, wenn ich ſie etwa beim Polieren goldener Ketten antraf, ſofort zu erzählen: „Siehſt du“ — ſie nannte mich immer du —, „das iſt beinah alles heut ſchon fertig geworden, aber er war auch eine ganze Stunde hier, er hat nichts geſagt, aber er war ſo lieb, und wir waren beide ſo fleißig!“ uſw. Dieſer „Er“ war Jeſus Chriſtus. Meiſt berichtete ſie auch, wie er ausgeſehen, wie alt er heute geweſen, blaß oder roſig; und wie ſie von ſeiner Bläſſe ſprach, ſtürzten ihr die Tränen aus den Augen. Ein anderes Mal erzählte ſie, daß ſie mit „ihm“ geſprochen, daß ſie ihm von mir berichtet und dergleichen mehr.

Eines Tages lud ſie mich dringend ein, nicht nur ihre Wohnung, ſondern auch ihr Schlafzimmer anzuſehen. „Sieh, wie hier alles blitzt, das muß aber auch ſein, denn hier geht mein Jeſus aus und ein, und wenn er gar nicht kann, dann ſchickt er zwei Engel.“ Ebenſo ſeltſam war die Miſchung in ihrem Urteil über Prediger und Predigten, welche ich ihr zuliebe und mir zum Nutzen zuweilen hörte. „Haſt du geſehen, daß der Kl. heute das Vaterunſer nicht beten konnte? Haſt du geſehen, wie Satan ihn immer wegſtieß und mit falſchen Worten dazwiſchenfuhr?“ Zweimal nach wirklich vorzüglichen Predigten von Mallet: „Haſt du geſehen, daß er (Jeſus) auf der Kanzel neben ihm ſtand?“ „Weißt“ — und nun kam die feinſte Wendung —, „das hat er ihm gerade vorgeſagt.“

Das kam alles ſo natürlich heraus, als ob ſie von jemand aus der nächſten Gaſſe ſpräche. Darum war es mir immer erſtaunlich, aber nie unheimlich. Das pſychologiſche Intereſſe dieſer Erſcheinung gegenüber blieb das Überwiegende, zumal da kein Gefühl des Mitleids aufkommen konnte, weil ihr Gemüt bei aller krankhaften Spannung durchaus heiter und friedlich geſtimmt blieb.

Nur noch einer Tatſache muß ich gedenken, für welche ſich allerdings kaum das Verſtändnis finden läßt, wenn man nicht die damaligen Zuſtände der Juden im Lande Hannover kennt. Es war nämlich

in vier bis fünf Droſteien geteilt, welchen für die Juden ein Landesälteſter vorſtand. In der Droſtei Stade herrſchte dieſer damals mit ſchier unumſchränkter Gewalt. Während der Anweſenheit desſelben in Haſtedt zum Oſterfeſt hatte ich wieder einige gottesdienſtliche Reden gehalten und allerlei theologiſche und talmudiſche Geſpräche mit ihm geführt, der ſich rühmen durfte, ein Enkel des Verfaſſers des „Granatenparadieſes“ [10] zu ſein. Infolgedeſſen machte er mir den Antrag, das erledigte Landesrabbinat von Stade zu übernehmen und anſtatt des Gymnaſiums nur etwa zwei Jahre die Univerſität zu beſuchen, in den Ferien aber, in welche alle Hauptfeſttage fallen, daheim zu predigen. Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich in Übereinſtimmung mit meinem Onkel nur das Lächerliche des Antrages empfunden habe, welches allerdings nicht darin beſtand, daß dieſes Amt einem Autodidakten übertragen werden ſollte. Das war damals noch ziemlich die Regel, ſondern darin, daß ich mit neunzehn Jahren ſolche hohe Würde übernehmen ſollte, während ich mich noch auf die Schulbank ſetzen wollte.

* * *

Oſtern 1844 beginnt ein neuer Abſchnitt meines äußeren und inneren Lebens, denn damals trat ich

[10] R. Moſe ben Jakob Kordovero (1522—1570), der ein berühmtes kabbaliſtiſches Werk unter dem Titel „Pardes rimmonim“ geſchrieben hat.

in die regelmäßige Bahn der deutſchen Vorbereitung für die wiſſenſchaftliche Arbeit. Mit neunzehneinhalb Jahren kam ich nach Braunſchweig, um dort in das Gymnaſium einzutreten. Entgegen der Meinung vieler erwachſenen Berater folgte ich einem vielleicht dunklen aber ſtarkem Gefühl der Notwendigkeit, die autodidaktiſche und private Vorbildung zu verlaſſen und mich auf die Schulbank zu ſetzen. Der Direktor Krüger beſtimmte, daß ich in die vierte Klaſſe des Obergymnaſiums (Oberſekunda, welcher dann noch Mittel- und Oberprima folgten) eintrete, zuvor aber noch ein Vierteljahr privatim bei Dr. Berglein [11] Lateiniſch und Griechiſch ſchreiben und dadurch in die Lehrweiſe des Gymnaſiums eingewöhnt werden ſollte.

Von dem Schulleben brauche ich nicht viel zu erzählen. Die einfachſten Tatſachen laſſen den inneren Gang deutlich erkennen. In der Oberſekunda blieb ich nur ein Vierteljahr und wurde auf den Antrag des Lehrerkollegiums unter Zuſtimmung des Schulrates nach Unterprima verſetzt. Meine Kameraden in der Sekunda ſtanden durchſchnittlich im vierzehnten Lebensjahr. Neben der größeren Reihe der Jahre und der mannigfachen geiſtigen Vorübung kam mir ein nie raſtender Fleiß und eine nie getrübte Arbeitsfreude zuſtatten. Mit einer Art von Heiß-

[11] Dr. Berglein war 1844/45 Probekandidat am Gymnaſium; vgl. S. 82 Anm. 14.

hunger habe ich alles Lernbare verſchlungen, von der Unterprima zum Beiſpiel die deutſchen Aufſätze, bei denen die Klaſſe in drei Abteilungen geteilt war, dergeſtalt: daß immer ein Drittel je nach vier Wochen einen zu liefern hatte, machte ich alle mit und hatte ſtatt zwei ſechs im halben Jahre zu liefern. Die lateiniſche und griechiſche Lektüre habe ich auf eigene Hand verdoppelt und mehrfach manches bis zum Auswendiglernen wiederholt. Bei höchſt kargen äußeren Verhältniſſen war ich durch eine ſtetige, fröhliche Stimmung beglückt. Die einfache Aufzählung der hauptſächlichſten Erlebniſſe wird ſogleich erkennen laſſen, daß ſie Urſache und Erfolg jenes ausdauernden Frohmutes geweſen ſind. Von Hauſe hatte ich keine materielle Unterſtützung. Meine Haupteinnahme floß aus einer Aufgabe, welche ich neben dem Beſuche des Gymnaſiums zu erfüllen hatte: nämlich zwei Stunden mit dem Landesrabbiner Dr. Herzfeld talmudiſche Studien zu treiben, denn zur Unterhaltung eines ſolchen Talmudjüngers ſtammte aus vorigem Jahrhundert ein Legat, welches ein jüdiſcher Kaufmann aus Kaſſel, der lange Jahre nach Braunſchweig zur Meſſe gekommen war, geſtiftet hatte. Behaglich freilich waren nur diejenigen Stunden, welche ich im Hauſe wohlwollender Gönner verlebte, deren ich mich durch Vermittlung meiner Lehrer und des Dr. Herzfeld ſehr bald erfreute, oder im Kreiſe meiner Freunde, unter

denen Abeken[12] und Reſe[13] die erſten und treueſten waren. Meine Heimſtätte aber war mehr als dürftig, wenigſtens im erſten Winter. Auf ein kleines, unheizbares, ungedieltes, nur mit reinlichem Eſtrich gepflaſtertes Stübchen mußte ich mich beſchränken. In kalten Nächten mußte ich meine Schularbeiten im Bette liegend oder in Filzſchuhen ſitzend anfertigen und dabei das Tintenfaß in der linken Hand durch meine eigene Wärme vor dem Einfrieren ſchützen, während die rechte ſchrieb. Vom Frühjahr 1845 geſtaltete ſich auch das äußere Daſein freundlicher, teils durch ein vielſeitiges Wohlwollen, teils durch mehrfachen Unterricht, den ich einigen Knaben in Latein und dem Sohn des Wirtes in der Mathematik erteilte, wofür ich ein bequemes und heizbares Zimmer bewohnen durfte.

Die gutmütigſte Neckerei meiner geliebten und liebevollen Freunde wegen meines wandelloſen, der Hitze und dem Froſte trotzenden Flausrockes hat meine Heiterkeit nie getrübt. Nur an einem einzigen Tage erinnere ich mich, meine Not ſchwer ge-

[12] Abeken (1826—1901), Advokat und Schriftſteller, blieb zeitlebens mit Lazarus befreundet. In den „Lebenserinnerungen", S. 113, findet ſich die ſtimmungsvolle Schilderung, wie Abeken 1881 auf dem Schriftſtellertage in Braunſchweig die perſönliche Bekanntſchaft zwiſchen Lazarus und Wilhelm Raabe vermittelt.

[13] Auch Reſe, nachmals Oberſt, gehörte zu Lazarus' engeren Freunden, ſo daß ſogar ein Stübchen in Lazarus' Sommerſitz Schönefeld bei Leipzig nach ihm benannt wurde. Vgl. „Lebenserinnerungen", S. 379 ff.

tragen zu haben. Zu Pfingſten benutzte ich meine Schulfreiheit, um – mein einziges Paar Stiefel flicken zu laſſen, während ich vor meinen Freunden angeblich unwohl im Bette lag, und es waren ſo ſchöne, helle Pfingſten! – – –

Nun aber war nicht nur meine Not, ſondern auch mein Fleiß ruchbar geworden, und die zarteſte Sorge gütiger Freunde hatte alle folgenden Tage in Braunſchweig vor jeglichem Mangel behütet. Nicht wenig hatte dazu der Erfolg meines Fleißes beigetragen. Nach einem halben Jahre, alſo Oſtern 1845, war ich aus der Unterprima, und zwar nicht in Mittel-, ſondern ſofort nach Oberprima verſetzt, wo ich dann ein volles Jahr bis zum Abiturientenexamen verblieb. Die vier oberſten Klaſſen des Gymnaſiums alſo, deren regelmäßiger Kurſus vier und ein halb Jahre erfordert, war mir in ein und ein Drittel Jahren zu abſolvieren ermöglicht, zumeiſt durch das Wohlwollen der Lehrer und namentlich des Direktors, des durch ſeine pedantiſche Strenge berühmten und bei den Schülern berüchtigten Direktor Krüger[14]. Es geſchah ſogar das Unerhörte, daß dieſer mich aus freien Stücken vom griechiſchen Exerzitium befreite, ausdrücklich, weil ich die dreifache Zahl der deutſchen Aufſätze lieferte. Eine väterliche Freundſchaft hat mir Direktor Krüger bis zu ſeinem Lebensende bewahrt, ſo wie ich ſeiner allzeit mit pietätvoller Dankbarkeit gedenken werde. Als Verfaſſer der großen lateiniſchen Grammatik[15], welche auf dem Grunde der Beckerſchen Anſchauung die ſprachlichen Formen und Fügungen aus logiſchen Geſichtspunkten zu begründen ſucht, war ſein Unterricht ſchwerfällig, aber für den Begierigen anſpornend und lehrreich. Die Oden und Satiren des Horaz wurden mit großer Genauigkeit geleſen, und ſelbſt bis zu einer Kontroverſe über eine Lesart vorzudringen, war immer für ihn ein Gaudium, für einige von uns um ſo mehr ein Gewinn, als er trotz aller ſchulmänniſchen Strenge die größte Freiheit der Diskuſſionen geſtattete.

Noch ergiebiger und erfreulicher für mich, dem in philoſophiſcher Lektüre längſt ſchon ziemlich Be-

[14] Eine Biographie Krügers, ſowie der anderen in dieſem Buche genannten Lehrer Lazarus' am Gymnaſium zu Braunſchweig enthält die Schrift Profeſſor Friedrich Koldeweys „Verzeichnis der Direktoren und Lehrer des Gymnaſiums Martino-Katharineum zu Braunſchweig ſeit dem Jahre 1828", Braunſchweig 1894.

Dr. phil. et theol. Georg Theodor Auguſt Krüger, geboren am 11. Februar 1793 und geſtorben am 4. Oktober 1873, war von 1828–1866 Direktor des Gymnaſiums ſeiner Vaterſtadt Braunſchweig, hat ſich um die Anſtalt hervorragende Verdienſte erworben, wurde wiederholt und zuletzt durch die Verleihung des Titels Oberſchulrat ausgezeichnet und hat eine umfangreiche ſchriftſtelleriſche Tätigkeit entfaltet, die bei Koldewey a. a. O., S. 9, detailliert angegeben erſcheint. Bei ſeinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum 1863 errichteten ſeine ehemaligen Schüler ein Krügerſches Familienſtipendium.

[15] „Grammatik der lateiniſchen Sprache", Hannover 1842.

wanderten, war derſelbe Umſtand beim Leſen der Tuskulanen des Cicero. Hier kam es zuweilen zu förmlichen Disputationen. Livius und Sophokles laſen wir bei Bamberger[16]. Zweifellos ein feiner Philologe, aber ein höchſt ungeſchickter Lehrer, der vorzüglich Latein, aber ſtockend und ſtolpernd Deutſch ſprach. Er iſt ziemlich jung geſtorben und noch jünger ein anderer Lehrer, deſſen ich mit der innigſten Dankbarkeit gedenken muß, obgleich ich nur das halbe Jahr in Unterprima ſeinen Unterricht genoſſen habe. Dr. Schreiber[17] war bruſtkrank, deshalb reizbar und unbeliebt, voll Witz und Spott, aber auch voll Geiſt und Kunſt, die Mängel der Schüler bloßzulegen; dem Willigen und Aufmerkſamen war ſeine Erklärung des Terenz und die Fähigkeit, das Verſtändnis der Poetik zu eröffnen, fruchtbar und genußreich.

[16] Dr. phil. Ferdinand Bamberger, geboren am 24. Januar 1809 in Braunſchweig, geſtorben am 17. Juli 1855 in Karlsbad, kam 1833 als Kollaborator an das Obergymnaſium nach Braunſchweig, wo er Lateiniſch, Griechiſch, Geſchichte und Hebräiſch unterrichtete. Er war Hauptlehrer der Unterprima. Zu Lazarus' Schülerzeit war er auch Sekretär der Herzoglichen Kommiſſion zur Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamtes. Sein Hauptwerk iſt eine Ausgabe von „Äſchylus' Choephoren", Göttingen 1840. Krüger widmete ihm 1855 „Worte der Erinnerung an Dr. Ferdinand Bamberger" und gab 1856 eine Sammlung ſeiner kleinen philologiſchen Schriften heraus.

[17] Schreiber, Probekandidat und Aushilfslehrer am Gymnaſium ſeit 1840/41. Er ſtarb als Kollaborator am Herzoglichen Gymnaſium zu Wolfenbüttel am 9. September 1848.

Das meiſte von allem, was ich in und neben dem Gymnaſium zu Braunſchweig empfangen, verdanke ich Griepenkerl[18], dem Vater des Dichters, dem treuen Schüler und Freunde Herbarts. Der deutſche Aufſatz, die deutſche Literatur und die philoſophiſche Propädeutik gaben reichlich Gelegenheit zu vielſeitiger Übung des Geiſtes, auch zu äſthetiſcher und ethiſcher Bildung. Doch weit über die Schulſtunden hinaus ragte für mich der perſönliche Umgang und die freundliche Leitung, welche ich ihm verdanken durfte. Das Lücken- und Sprunghafte meiner philoſophiſchen Lektüre hat mir der ſtrenge und beſonnene Schüler Herbarts deutlich zu Gemüte geführt. Seine warme Freundſchaft, ſeinen Rat und ſeine Leitung habe ich bis zu ſeinem Tode, während der Univerſitätsjahre auch brieflich, und in den regelmäßigen Beſuchen während der Ferien genoſſen. Unvergeßlich vor allem blieben die Spaziergänge, die ich oft als Primaner, als Student mit ihm machen durfte, die langen und

[18] Dr. phil. Friedrich Konrad Griepenkerl, geboren am 10. Dezember 1782 in Peine, ſtudierte erſt Theologie und wendete ſich dann unter Herbarts Einfluß der Philoſophie und Pädagogik zu. Am Gymnaſium in Braunſchweig wirkte er ſeit 1816, wo er beſonders an den beiden oberen Klaſſen neben deutſcher Sprache und Literatur die philoſophiſchen Vorbereitungswiſſenſchaften lehrte. Er ſtarb am 6. April 1849. Über das zeitlebens währende Freundſchaftsverhältnis zwiſchen Lazarus und der Familie Griepenkerl vergleiche die „Lebenserinnerungen" an voriger Stelle.

langſamen, denn er war von großer breiter Geſtalt, litt aber ſeit langen Jahren an geſchwollenen Füßen. Dann floß von ſeinen wohlwollenden Lippen die allzeit wohlgeſetzte Rede; er mochte von dem Umgang mit Herbart oder von den glücklichen jungen Jahren erzählen, die er in der Schweiz als Lehrer der Philoſophie und Muſik zu Hofwyl am Fellenbergiſchen Inſtitut verlebte. Seine Bildung war ungemein vielſeitig, ein hinreißender Vorleſer, hatte er uns Schülern in der Literatur durch den Vortrag literariſcher Proben wahrhaft ergötzt und die Schönheit der klaſſiſchen Rede erſchloſſen.

Verfaſſer der „Briefe“[19] über die Herbartſche Philoſophie und einer auf dem Boden derſelben ſtehenden Äſthetik[20], welchem Herbart wiederum ſeine „Pädagogiſchen Briefe“ gewidmet, war er zugleich ein berühmter Spieler[21] und Herausgeber Bachſcher Kompoſitionen (in Gemeinſchaft mit Spohr); bei ihm habe ich auch Meyerbeer zur Empfehlung für meinen Aufenthalt in Berlin kennen gelernt und Dehn und Liszt ſpielen hören. Sein väterliches Vertrauen hat er mir bis über ſeinen 1849 erfolgten Tod hinaus bewieſen, indem er mich

[19] „Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund über Philoſophie und beſonders über Herbarts Lehren“, Braunſchweig 1832.

[20] „Lehrbuch der Äſthetik“, zwei Teile, Braunſchweig 1826.

[21] Er war ein Schüler Forkels und gehörte zur Schule Joh. Seb. Bachs. Seit 1842 erteilte er auch den Geſangunterricht am Gymnaſium.

mit der Ordnung ſeines literariſchen Nachlaſſes und der höchſt vertrauten Korreſpondenz mit Herbart und ſeinen Schülern betraute.

* * *

Die Zeit in Braunſchweig war die der ſtärkſten Gärung in meinem Innern, wie ich ſie kaum jemals wieder erfahren habe. Die Gedanken, welche damals naturgemäß durch die gegebenen Einflüſſe erregt in mir wogten und kämpften, genau wieder zu vergegenwärtigen, iſt unmöglich. Auch bei der ſtärkſten Anſpannung des Gedächtniſſes und dem beſten Vertrauen zu demſelben, kann ich mir nicht verhehlen, daß die Fragen, die ich an die Erinnerung richte, und die Antworten, die ſie gibt, von der ſpäteren Geiſtesarbeit und meinem heutigen Denken beeinflußt werden. Ein allgemeines Bild aber deſſen, was mich in jenen beiden Jahren heftig bewegte, kann ich in guten Treuen entwerfen, zumal da das innere Ringen und Kämpfen jener Jahre bis auf die Ereigniſſe einzelner Stunden oft vor meine Seele getreten.

Ich beginne mit dem einfachen geſelligen Leben. Bis zu meinem Aufenthalt in Bremen war mir ein eigentlicher und vollends jeder vertraute Verkehr mit Chriſten fremd. Obgleich mein Vater, verglichen mit anderen jüdiſchen Männern der Heimat, reichliche Beziehung, namentlich des Wohlwollens, zu

chriſtlichen Perſonen hatte, trauliche Geſpräche mit ihnen führte, ſo ſtanden doch wir Juden den Chriſten und dem Chriſtentum im Grunde genommen, fremd gegenüber. Ich wußte von ihnen, ihrem Leben und Streben viel mehr aus Büchern, als aus perſönlicher Berührung. In Bremen nun hatte ich eine kleine Anzahl ungewöhnlicher und für mich einflußreicher Beziehungen zu chriſtlichen Menſchen gewonnen. Es waren aber alte, reife, meiſt hervorragende Menſchen. Der eine Abiturient, bei dem ich lateiniſchen und griechiſchen Unterricht genoſſen, war eben nur mein Lehrer und faſt ganz nur ein Schüler des Gymnaſiums. Das ſollte nun in Braunſchweig ziemlich ſchnell ganz anders werden. Ich rede nicht von meinen Lehrern, deren mehrere mich allgemach wohlwollend an ſich heranzogen, ſondern vor allem davon, daß ich nur mit gleichaltrigen und gleichſtrebenden Genoſſen chriſtlicher Konfeſſion und germaniſchen Urſprunges umzugehen, mit ihnen zuſammen gemeinſam zu denken und ſo recht eigentlich zu leben lernte. Die meiſten waren nicht eigentlich meine Mitſchüler, ſondern hatten das Gymnaſium vor mir verlaſſen, aber ſie ſtanden doch auf gleicher Stufe des Strebens, will ſagen: vor dem Univerſitätsſtudium. Es gab nämlich in Braunſchweig neben dem Gymnaſium (Katharineum) noch ein Kollegium (Karolinum), welches viele Gymnaſiaſten als Übergang zu den Univerſitätsſtudien zwei bis vier Se-

meſter anſtatt der oberen Klaſſe des Gymnaſiums oder nach demſelben beſuchten.

Mit mehreren von dieſen kam ich ſehr bald in einen regen, zum Teil ſo innigen Verkehr, daß ſich aus demſelben Freundſchaften entſpannen, deren einige bis auf den heutigen Tag dauern, ich meine vor allen die ſchon erwähnten beiden: Oberſt Reſe und den Advokaten Abeken.

Auf der Schule ſelbſt hatte ich gar keinen jüdiſchen Mitſchüler, nur auf dem Kollegium gab es einen Juden: er hieß Rothſchild, er war aus einem braunſchweigiſchen Dorfe und vom Gymnaſium Holzminden; auch gehörte er nicht dem Kreiſe meiner Freunde auf dem Kollegium an. Es war alſo ein ganz iſoliertes Verhältnis. Für mich hatte er die eigentliche Bedeutung, daß er, obwohl ein Jude, durchaus den Typus des gewöhnlichen durchſchnittlichen deutſchen Studenten für mich darſtellte; ein ſchönes jüdiſches Geſicht, mit glänzenden ſchwarzen Augen und lockigem Haar, von gerader und kräftiger Geſtalt, tüchtiger Turner, Held auf der Menſur. Er ſtudierte Medizin ſchlecht und recht; von geringer Kenntnis und noch weniger Stimmung des Judentums, hatte er doch eine große Anhänglichkeit für mich. Zärtlich wie einen ſchwächlichen Knaben und achtungsvoll wie einen Lehrer behandelte er mich, der ich bald ſein Helfer, nicht bloß in Latein und Mathematik, ſondern auch in der deutſchen Stiliſtik

wurde. Er ist als Arzt in einer Harzer Hüttenstadt jung gestorben. Ich habe ihn nach Braunschweig nie wieder gesehen und weiß nicht, ob er Kinder hinterlassen hat. Für mich war er der erste studentische Jude, den ich im Leben und leibhaft ganz und gar als einen Deutschen kennen gelernt hatte.

In bezug auf die Sitten fiel mir der Umgang mit meinen neuen christlichen Genossen nicht schwer; so manche äußere Formen lernen sich bei vorsichtiger Zurückhaltung und eifriger Beobachtung schnell; auch waren diese deutschen Sitten in mehreren der jüdischen Familien durchaus heimisch, nur daß ich dort zufällig keinen einzigen jüdischen Altersgenossen fand. Auch in bezug auf die Gesinnung war die Übereinstimmung mit den christlichen Freunden leicht hergestellt; von der frühesten Kindheit her war es selbstverständlich, daß, wer „lernt", nur lernen will mit keinerlei Nebengedanken über den praktischen Erfolg, höchstens, daß zum Lernen auch einmal Lehren kommen wird. Dies aber entsprach ja wenigstens ganz dem Ideal des deutschen Studenten. Diesem für mich ganz natürlichem Streben verdankte ich ebenso wie die Freundschaft der genannten Kollegianer, die Zuneigung vieler meiner eigentlichen Mitschüler.

Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war, betraf die Sprache, genauer gesagt, die Aussprache; mein heimischer Dialekt, wenn er auch

wenig jüdisch gefärbt war, mußte den Genossen hart und fremd klingen, was ich bald genug mit dem eigenen Ohr zu empfinden lernte; ich nahm deshalb meine schweren Konsonanten und verschliffenen Vokale besonders durch vieles und lautes Lesen des Griechischen und Lateinischen nach dem Klange, den ich in der Schule vernahm, in die strenge germanische Zucht. Wie meine Lehrer meinten, nicht ohne Erfolg.

In die gesamte Denk- und Lebensweise meiner neuen Genossen habe ich mich bald hineingefunden. In meinem Innern aber wogte und kämpfte vielerlei. Ob der Instinkt mich leitete, oder wieviel das Nachdenken mir half, ich weiß es nicht, das aber weiß ich genau, daß ich gerade wie für die Aussprache der deutschen Mundart, so auch für die Erkenntnis des deutschen Lebens und seiner Kultur den Umweg des lateinischen und griechischen Geistes mit Eifer suchte. Mit diesem wurde ich in der Schule reichlich beschäftigt. Aber ich trachtete danach, das Altertum wirklich kennen zu lernen, und es fehlte glücklicherweise nicht an Gelegenheit; ich hatte einen ziemlich großen Maßstab in mir selbst: den jüdischen Geist und seine Entwicklung kannte ich für mein Alter reichlich. War mir doch die Gesetzeskunde vom Pentateuch bis zum Schulchan-Aruch und seinen jüngsten Auslegern leidlich vertraut. Die poetischen Schöpfungen der Juden, vom Segen Jakobs

und Moſes bis auf die jüngſten köſtlichen Überſetzungen der Glocke von Schiller, waren mir doch wenigſtens in den bedeutenden Erzeugniſſen aller Epochen bekannt. Auch die ſonſtigen Entfaltungen des Innerſten im jüdiſchen Geiſtesleben waren mir, vollends in Braunſchweig und nach der erſten Rabbinerverſammlung daſelbſt[22] (1844) und neben dem reformſtrebenden Hiſtoriker Herzfeld, Gegenſtand des täglichen Studiums. So nur mochte ich in den Geiſt der klaſſiſchen Völker eindringen, um dann ſchließlich auch den der deutſchen Nation zu erfaſſen und zu erfahren, um einmal in ihm an meiner Stelle mitzuarbeiten; damals wurde ganz gewiß, ohne daß ich mir deſſen auch nur entfernt bewußt ſein konnte, in meinem inneren Arbeiten der Grund zur Völkerphſychologie gelegt. – Was mir aber auf der Seele lag, war ein Näheres und Schwereres. Mit

[22] Auf Grund einer von Philippſon in der „Allg. Ztg. d. Jdt." am 15. Januar 1844 erlaſſenen „Aufforderung an alle Rabbiner und jüdiſche Geiſtliche Deutſchlands zur Abhaltung jährlicher Verſammlungen" fand in Braunſchweig vom 12.—19. Juni die erſte Rabbinerverſammlung mit 24 Teilnehmern (Geiger, Herzfeld, Holdheim, Kirchenrat v. Maier-Stuttgart u. a.) ſtatt. Die Gültigkeit des Talmud, die Geſtaltung der Gebete, das Verhältnis der Juden zum Staate, der damals noch in vielen Teilen Deutſchlands geforderte Eid more judaico, die Beſchneidung uſw. bildeten die Beratungsgegenſtände. Die Verhandlungen waren öffentliche.

der Kenntnis des griechiſchen und lateiniſchen Altertums trat mir zunächſt eine ganz andere Welt entgegen, als in welcher mein Geiſt erwachſen war. Ich wußte wohl von Berührungen, welche der jüdiſche Geiſt in den alten Zeiten der Talmudſchöpfung und dann in denen des arabiſch-ſpaniſchen Mittelalters mit Griechen und Römern gehabt haben; aber nicht bloß lag eine genaue Erkenntnis dieſer Berührungen unendlich fern, ſondern mir ſtand für die Gegenwart die geſamte griechiſche Denkweiſe, von welcher ich doch auch, beſonders durch die philoſophiſchen Studien allerlei erfaßt hatte, als durchaus verſchieden und getrennt vom jüdiſchen Geiſt gegenüber. Dieſe verſchiedenen Weltanſchauungen zu vereinen, war meine Sehnſucht; ihre Gegenſätze, ihre zum Teil himmelweite Entfernung voneinander, war meine Qual! Jeder Schritt in der Kenntnis, eine Quelle des Problems für die Erkenntnis. Während meine Zeit und Kraft doch vorzugsweiſe den täglichen Aufgaben des Gymnaſiums und des Talmudſtudiums gewidmet war, zerrten an mir und rangen in meiner Seele alle jene unvereinbaren Gegenſätze in der Auffaſſung der Welt und des Lebens! Und wenn ich den philoſophiſchen Studien unſerer Univerſitäten, beſonders unter der Leitung Griepenkerls, der mich bei dem Studium des vorzüglichen Buches von Herbart: „Zur Einleitung in die Philoſophie" auf den häufigen Spaziergängen hilfreich förderte, näher

und näher rückte, so löste das nicht, sondern vermehrte in mir die unsägliche Schwierigkeit, zu einer irgendwie zusammenhängenden Lebensanschauung in mir selbst zu gelangen. – Daß die Deutschen auf den Wegen des Plato und Zeno die Wahrheit suchten, erschien mir begreiflich; aber durchaus wie lebendige Rätsel erschienen mir die modernen Rabbiner, deren einige ich, wenn auch nicht genau, kannte, welche Plato und Cicero, Aristophanes und Horaz lasen, und daneben die Einrichtung des täglichen Lebens, die Erfüllung der Stunde, aus den Vorschriften des Schulchan-Aruch schöpften. Was bei so vielen, namentlich jüngeren Männern, Deutschen oder Franzosen oder Engländern, so nebeneinander in den Geist aufgenommen und ruhig darin liegt, jedes in seinem Fache, das alles rang und stürmte gegeneinander in meiner Seele. Dies alles haben die anderen, haben die verschiedenen Völker, die verschiedenen Zeiten gedacht, wir denken es nach und bewundern es; was aber sollen wir selbst denken? –

Ganz besonders schwierig aber erschien mir die Sache für die Juden und das Judentum. – Harmonie, Übereinstimmung mit den allgemein menschlichen Bestrebungen erschien mir als ein unabweisbares Ziel. Gerade darauf hatte die Rabbinerversammlung meine eigenen

ringenden und unbeholfenen Gedanken gelenkt, aber sie selbst schien mir von demselben unsäglich entfernt. Ich weiß, daß ich in meinem Urteil nicht vorschnell gewesen bin, aber dennoch schienen mir alle die hochgeehrten Männer – mit Ausnahme des kleinen, wunderbar rührigen Kirchenrats v. Maier[23] aus Stuttgart und des Dr. Hirsch, damals Dessau, später Luxemburg und Philadelphia – weit von der Auffassung der Aufgabe entfernt, welche, auch nur als Aufgabe zu erfassen, in mir eine heiße Sehnsucht entbrannte. Es schien mir besonders an einem zu fehlen (und das scheint mir vielseitig auch heute noch): daß das Verhältnis des Judentums zur allgemein menschlichen Kultur nicht bloß in der Vergangenheit und auf den

[23] Kirchenrat Dr. Josef v. Maier, geboren am 24. April 1797 zu Laudenbach, O.-A. Mergentheim, in Württemberg, gestorben am 19. August 1873 in Stuttgart, gehört zu den hervorragendsten und verdienstvollsten Persönlichkeiten in der Geschichte der württembergischen Judenschaft. Schon 1831 provisorisch zum theologischen Mitgliede der Königlichen israelitischen Oberkirchenbehörde ernannt, wurde ihm 1834 das neugebildete Bezirksrabbinat Stuttgart übertragen. 1837 erfolgte seine definitive Ernennung zum theologischen Mitgliede der Oberkirchenbehörde mit dem Titel „Kirchenrat". An den Reformbestrebungen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat er in Wort und Schrift tatkräftigen Anteil genommen. Der Braunschweiger Rabbinerversammlung stand er als Präsident vor. Der König von Württemberg ehrte ihn wiederholt durch hohe Auszeichnungen. Zu seinem siebzigsten Geburtstage wurde er 1867 mit Verleihung des Ritterkreuzes des Kronenordens in den Adelstand erhoben.

Wegen der Gelehrſamkeit, ſondern in der Gegenwart und auf dem Wege des eigenen lebendigen Denkens geſucht werde. – In jenen Wochen, in denen die Reformgedanken der Rabbinerverſammlung alle Köpfe, und den meinen vielleicht am meiſten, erfüllten (hatte ich doch, den Verſammlungen derſelben beizuwohnen, Urlaub von der Schule erbeten und erhalten), in jenen Tagen habe ich mit heißen Tränen Chazoth[24] gemacht, um mein Judentum nicht zu verlieren! Während ich am Tage Cicero und Livius ſo korrekt wie möglich, aber wie im Traume geleſen, Stunden in der Mathematik auf der einen Seite genommen und auf der anderen in den Anfängen gegeben, floh der Schlaf in den Nächten mein Lager vor der Pein des Suchens

[24] Chazoth bedeutet Mitte, und wird ſo eine Sammlung von Klageliedern und -gebeten bezeichnet, die von frommen Juden zur Mitternachtszeit oder in den Trauerwochen vor dem neunten Ab auch um die Mittagsſtunde zur Erinnerung an die Zerſtörung Jeruſalems rezitiert werden. Die alte fromme Sitte hat ſich in vielen Ländern bis heute erhalten.

Dieſe hier von Lazarus ſo ergreifend geſchilderten ſeeliſchen Kämpfe, dieſes חצות = Wachen an der Schwelle der Reform iſt höchſt bezeichnend für den tiefen Ernſt, mit dem Lazarus an reformatoriſche Beſtrebungen im Judentum herangetreten iſt. Dann aber muß auch ſein ſchließliches Reformbekenntnis, wie es beſonders in ſeiner poſthumen Schrift: „Die Erneuerung des Judentums", Berlin 1909, und an verſchiedenen Stellen im II. Bande der „Ethik des Judentums", herausgegeben von Winter und Wünſche, Frankfurt am Main 1911, niedergelegt erſcheint, um ſo höher bewertet werden.

und Ringens und der Angſt, mich ſelbſt zu verlieren!

Von Oſtern 1845 aber wurde freilich meine ganze Kraft von den gegenwärtigen obſchwebenden Pflichten in Anſpruch genommen und das weitere Hinausdenken notwendig zurückgedrängt; einerſeits durch die Gymnaſialſtudien, andererſeits durch die talmudiſchen bei Dr. Herzfeld, zu denen auch Grammatiſches im Hebräiſchen und Chaldäiſchen nachgeholt werden mußte. Ich faſſe es oft ſelbſt nicht, wie ich all den Anforderungen, die ich an mich ſelbſt ſtellte, genügen konnte! Daß es geſchehen, zeigte der Erfolg. Wie bereits berichtet, werden in einem halben Jahre, alſo die ſonſtigen Aufgaben von zwei Jahren, am meiſten durch Privatfleiß in Lehren und Lernen erledigt.

Zu meinen Schülern gehörte durch mehrere Sommermonate des Jahres 1845 der junge Reißner, ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, welcher ſeines Augenleidens wegen aus den Schulen hatte bleiben müſſen und mit dem ich unter geringen Anforderungen an ſeine Augen das Neue Teſtament griechiſch las. Die Eltern waren Leute in beſcheidenen Verhältniſſen und konnten einen Lehrer nicht bezahlen; mir aber war der Verkehr in dem Hauſe höchſt erwünſcht; es war eine Art neue Welt, die ich ſonſt nur vom Hörenſagen durch einige Schriften von Leſſing und durch Zſchokke kannte und nun im

Leben kennen lernte. Reißner (und ſeine Frau), ein Schneider und zugleich Kaſtellan und Küſter des herrnhutiſchen Gotteshauſes in Braunſchweig, waren ein Mittelpunkt der ganzen Gemeinde, deren Leben und Treiben für mich ſehr viel Erſtaunliches und Anmutendes hatte. Wahrhafte und tiefgegründete Religioſität waltete im Hauſe. Durch den Beſuch eines Bremer Bekannten, der als Gaſt bei ihnen wohnte, war ich ins Haus gekommen, und von der eigenartigen, doch milden Frömmigkeit angezogen; wegen meiner Kenntniſſe des Alten Teſtaments war ich ihnen lieb.

Selbſt in dieſen höchſt poſitiven Kreiſen alſo war damals in Braunſchweig die Duldung zu Hauſe; wie ſie völlig ungetrübt auf dem Gymnaſium bei Lehrern und Schülern, aber auch im Kreiſe kirchlicher Beamten herrſchte, dafür mag folgende Tatſache zeugen. Gerade im Januar (1846) war ein Schüler der Unterſekunda namens Schliephake (Sohn eines Lehrers am Progymnaſium und ſpäter Kantor von St. Martini) geſtorben. Einige meiner Mitſchüler kamen zu mir mit der Frage, ob ich, dem alten Gebrauch folgend, als Oberprimaner die Grabrede halten wollte? Wie ich meinerſeits mich durchaus dazu bereit erklärte, hat auch der Direktor meine Wahl ſofort beſtätigt. Außer der ganzen Schule waren auch die beiden Geiſtlichen von St. Martini auf dem Gottesacker. Nur die Mutter fehlte. Um ihr

die Rede vorzuleſen, hatte die Familie mein Manuſkript erbeten. Acht Tage ſpäter erhielt ich es zurück, aber zugleich eine Anzahl gedruckter Exemplare. Ohne mein Wiſſen war ſie gedruckt worden.

Als ein wertvolles Zeugnis für den Geiſt jener Zeit ſchalte ich hier die Rede des Direktor Krüger ein (deren Manuſkript mir ſein Sohn, der anhaltiſche Schulrat, aus dem Nachlaß ſeines Vaters mitteilte), zu deren Verſtändnis ich nur noch hinzufügen muß, daß ich mit meinen Mitſchülern der Oberprima einen Verein für Beredſamkeit geſtiftet, in welchem wir allwöchentlich ein- bis zweimal uns in freier Rede übten, und daß mir die Abgangsrede namens der ſieben Abiturienten zugefallen war.

Oſtern 1846 den 3. April,
bei dem Abgang des Oberprimaners Lazarus

„Ich habe wohl nicht zu beſorgen, verehrte Anweſende, daß ich Ihre Geduld über Gebühr in Anſpruch nehmen werde, wenn ich an der heutigen Schulfeierlichkeit noch ein Wort der Liebe an den Jüngling richte, der im Begriff ſteht, uns zu verlaſſen, um die hier begonnenen Studien auf einer höheren Lehrſtufe fortzuſetzen, von ſeiner geiſtigen Reife für die akademiſchen Studien ſoeben ein Zeugnis abgelegt hat, das zu ſchönen Hoffnungen berechtigt.

Ja, mein lieber Lazarus, daß das *αἰὲν ἀριστεύειν* Ihr Wahlſpruch nicht bloß für Ihr wiſſenſchaft-

liches Streben, ſondern auch für Ihr ſittliches Leben ſei, das erkannten Ihre Lehrer von dem erſten Augenblicke an, der Sie mit Ihnen in Verbindung führte, und wie Sie denſelben aufgefaßt haben in der höchſten und wahrſten Bedeutung des Wortes und von demſelben durchdrungen ſind, das haben Sie jetzt in einer Weiſe ausgeſprochen, welche es nicht bezweifeln läßt, daß auch Ihr ganzes künftiges Streben und Wirken in allen Beziehungen auf dies eine Ziel gerichtet ſein werde. Und ſo erkennen wir denn, in was für Kreiſen auch immer dereinſt zu wirken Ihnen beſchieden ſein mag, in Ihnen im voraus einen treuen, gewiſſenhaften, unermüdlichen Arbeiter in dem Reiche Gottes, von dem ja keiner fern iſt, der das von unſerem Herrn und Heiland als das vornehmſte im Geſetz bezeichnete Gebot ſtets vor Augen und im Herzen trägt und dem ein Nathanael und Gamaliel näher ſteht als mancher, der ſich bloß an dem Chriſtennamen genügen läßt und im blinden Eifer für tote Lehrformen ſein Herz dem wahren Chriſtenſinn entfremdet hat. —

So begleiten Sie denn die aufrichtigſten und herzlichſten Segenswünſche Ihrer bisherigen Lehrer in Ihre neue Laufbahn, und mit freudiger Anerkennung ſpreche ich hier öffentlich es aus: Sie haben ſich ein ehrenvolles Andenken in den Herzen Ihrer

Lehrer wie Ihrer Mitſchüler begründet, welche des ernſten, wiſſenſchaftlichen Sinnes, des Eifers für alles Wahre, Gute und Schöne, den Sie in Ihren Beſtrebungen als Schüler an den Tag gelegt haben, noch mit liebevoller Teilnahme an Ihrer ferneren Entwicklung, an Ihren weiteren Fortſchritten auf der betretenen Laufbahn ſich erinnern werden.

Was Ihnen hierauf gerechte Anſprüche gibt, das iſt aber nicht bloß das *αἰὲν ἀριστεύειν* an und für ſich, welches beide, Mitſchüler wie Lehrer, in Ihnen erkannten; es iſt auch die Art und Weiſe, wie Sie dasſelbe an den Tag gelegt haben. — Jenem Gebote des Vaters der griechiſchen Poeſie ſchließt ſich bekanntlich noch ein zweites an, dem Anſcheine nach gleichen, aber dennoch in etwas verſchiedenen Inhaltes: *αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων:* ſo lautet vollſtändig jener Wahlſpruch: ‚Immer der Beſte zu ſein und voranzuſtreben den andern‘. — Während das erſte Hemiſtichium chriſtlichen Inhaltes iſt, iſt das zweite nach einer treffenden Bemerkung L. Döderleins in ſeinen ‚Pädagogiſchen Bemerkungen und Bekenntniſſen‘ ethniſchen Inhaltes. Was er damit meint, darüber hat er ſich deutlicher erklärt in einer Rede über den Mißbrauch des Ehrtriebes in ſeinen „Reden und Aufſätzen“, welche vielleicht von Ihnen nicht unbeachtet geblieben iſt, da Sie dies Werk des treff-

lichen Schulmannes ſelbſt eine Zeitlang in den Händen gehabt haben. Hören wir ſeine eigenen Worte: ‚Immer der Erſte zu ſein und voranzuſtreben den andern', ſagt er, ‚war das Loſungswort für Griechenland, um jene Großtaten auszuführen, die die Griechen unſterblich machten, und ihren Beruf bewährten, Lehrer der kommenden Geſchlechter zu ſein. — Allein jenes Voranſtreben war nicht frei von jenem Ehrgeiz, der bei den Heiden allerdings unter die Tugenden zählte, an dem Chriſten aber — nach der Lehre, vor deren göttlicher Beglaubigung jeder irdiſche Zweifel ſchweigt — an dem Chriſten ein Fehler iſt, ja der dem wahren Chriſten als der Urgrund der Sünden, ſowie der Hochmut als die Torheit aller Torheiten erſcheint: denn was frommt dem unnützen Knechte, der des Ruhmes vor Gott ermangelt, alle Ehre und aller Ruhm bei dem Menſchen? Oder iſt es etwa Frömmelei, wenn wir glauben, daß alles Gute nur von oben kommt, und daß der Menſch nur in dem Maße wahrhaft frei und fromm heißen kann, in welchem er ſich bei allem Guten, was er vollbringt, als Gottes Werkzeug fühlt?'

Wer aber von dieſem Gefühl durchdrungen iſt, der ſoll und will nicht zunächſt ſeinem Mitkämpfer voraneilen, ſondern bloß ſeinem Ziele zueilen. (Denn wer mit und neben ihm vorwärts ſtrebt, der iſt ſein Gegner nicht; ſein Kampfrichter hat

nicht einen oder wenige Preiſe auszuteilen, er hält für jeden, der das Ziel früher oder ſpäter erreicht, eine Siegespalme bereit.) Solange der Ruhm ein wahres Gut und der Ehrgeiz eine Tugend hieß, ſolange forderte die Pflicht, den Gegner — nur nicht durch unerlaubte Mittel — zu überholen, und der Edelmut verbot nur, den überholten Gegner durch Hohn und Triumphgeſchrei zu kränken; — der chriſtliche Kämpfer hingegen reicht dem ſchwächeren zurückbleibenden Mitkämpfer die Hand und führt ihn ſelbſt dem Ziele zu. Nur zu dieſem Zwecke ſieht er nach ſeinem mitſtrebenden Nebenmann, ſonſt unverwandt bloß nach dem Ziele.

In dieſem chriſtlichen Sinne habe ich Sie, mein junger Freund, auch die zweite ethniſche Hälfte des homeriſchen Gebotes mit der erſten in Verbindung bringen ſehen. Es iſt Ihnen da, wo Sie an Einſicht und Reife des Urteils Ihren Mitſtrebern vorangeſchritten waren, nicht in den Sinn gekommen, Ihr Übergewicht auf eine andere verletzende Weiſe geltend zu machen. Sie verlernten es nicht, wie Sie ſelbſt durch ungünſtige Verhältniſſe in früheren Jahren des wiſſenſchaftlichen Unterrichtes entbehrend, der vielen Ihrer Mitſchüler die Erwerbung von Kenntniſſen erleichtert hatte, welche Sie ſelbſt erſt ſpät unter mühevoller Anſtrengung ſich anzueignen ſtreben mußten, — wie

Sie ſelbſt in dieſen Kenntniſſen hinter manchen zurückſtanden und wie Ihnen der Verkehr mit Mitſchülern von gleich wiſſenſchaftlichem Sinne und Streben Ihrerſeits förderlich ſein mußte, Ihrem Ziele näher zu kommen. Gab Ihnen aber dennoch eine reifere Lebenserfahrung und eine frühe Gewöhnung an Selbſtdenken den Vorrang vor manchen Ihrer jüngeren Mitſchüler, ſo blickten Sie nach dieſen ſich nicht um in unbeſcheidener Selbſtgefälligkeit, um zu ſehen, wie weit dieſelben hinter Ihnen zurückſtänden, ſondern um dieſen ſchwächeren, zurückbleibenden Mitkämpfern die Hand zu reichen und ſie ſelbſt dem Ziele näher zu führen.

Das iſt es, was unter Ihren Mitſchülern Ihnen die neidloſe Anerkennung erworben hat, von der ich erſt kürzlich wieder Zeuge geweſen bin; das iſt es, wodurch Sie uns Lehrer ſelbſt und insbeſondere mir die Wirkſamkeit in den Kreiſen erleichtert haben, der ſich mit Ihnen zu gegenſeitiger Anregung in den gemeinſchaftlichen Studien verbunden hatte. —

Von jeher bin ich gewohnt geweſen, ſolche Schüler, von denen es mir nicht unbemerkt blieb, wie ſie eine gewiſſe geiſtige Überlegenheit über ihre Mitſchüler dazu benutzten, ein höheres wiſſenſchaftliches Streben unter denſelben anzuregen, da wir alle, welche ſelbſt nur

mittelbar und unabſichtlich durch das Beiſpiel einer wohlgeordneten Tätigkeit und einer gewiſſenhaften Pflichterfüllung mit dazu beitrugen, den Geiſt des Fleißes, der Zucht und der Ordnung unter ihren Mitſchülern allgemeiner zu verbreiten — ſolche Schüler, ſage ich, betrachte ich gleichſam wie meine Mitarbeiter und unſichtbar wirkende Gehilfen an dem mir anvertrauten Berufe. Hat mich doch die Erfahrung oft genug gelehrt, wie ſelbſt ein einziger Schüler einer Klaſſe, der mit geiſtigen Vorzügen vor den anderen nicht jene Tugenden, ſondern wohl gar die entgegengeſetzten Fehler verbindet, durch ſeinen ſchädlichen Einfluß das Gelingen unſerer angeſtrengteſten Bemühungen erſchweren oder gar vereiteln kann.

So ſind Sie mir denn, mein lieber Lazarus, namentlich in der erſten Klaſſe, wie ein ſolcher im Verborgenen mitwirkender Gehilfe erſchienen, und ich darf der Zuſtimmung Ihrer Mitſchüler gewiß ſein, wenn ich es öffentlich ausſpreche: daß ich der Klaſſe am Schluſſe des Semeſters habe das Zeugnis geben können, daß ein echter Sinn für Wiſſenſchaft und ein tüchtiges Streben nach gründlicher Geiſtesbildung in derſelben vorherrſchend geweſen iſt, und daß dieſelbe von Seite ihres Geiſtes in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Hinſicht unter den Klaſſen unſerer Anſtalt ihren Platz mit

Ehren zu behaupten gewußt hat, dazu haben Sie nicht wenig beigetragen, das iſt mit Ihr Verdienſt! —

Möge immerhin ein jeder von Ihren Mitſchülern in dieſer Klaſſe ſich von dieſem Lobe aneignen, ſoviel ihm das eigene Bewußtſein als ihm ausſchließlich gebührend zuteilt; keiner wird hoffentlich durch dieſes Ihnen erteilte Zeugnis ſich beeinträchtigt fühlen. Und ſo vereinigen ſich jetzt Ihre Mitſchüler mit uns Lehrern in dem einen herzlichen Wunſche, daß der Himmel auf Ihrem ferneren Lebenswege Sie mit ſeinen beſten Segnungen geleiten, daß er insbeſondere zu den neuen geiſtigen Anſtrengungen, welchen Sie entgegengehen, Ihnen auch die erforderliche Körperkraft ſchenken möge, welche leider nur zu oft denſelben kaum gewachſen zu ſein ſchien. Daß er endlich Ihren Mut ſtärken und aufrechterhalten möge in dem Ringen nach dem Einen, was Sie ſchon jetzt als Aufgabe Ihres Lebens erkannt haben.

Kein Sieg ohne Kampf! Der Kämpfer aber bedarf des Mutes und der Kraft! — Möge es Ihnen niemals an dem einen wie an dem andern gebrechen! Leben Sie wohl!“

Aus Braunſchweig will ich ſchließlich nur noch der einen Tatſache gedenken, daß Griepenkerl es mit ſeiner väterlichen Freundſchaft zu mir, wie mit ſeiner Hoffnung und Förderung meiner Mitarbeit

in der Herbartſchen Schule ſehr ernſt nahm. Für einen ſtrengen Schüler Herbarts ungewöhnlich zu Poeſie und Symbolik geneigt, ließ er ſich mit mir zuſammen daguerrotypieren; aber während ich mich ſtehend an ihn lehne, halte ich zugleich das Bild Herbarts; ich beſitze das Bild noch heute.

* * *

So begab ich mich denn mit allerlei Kenntniſſen für Studien der Philoſophie (und beſonders einer Richtung derſelben) auf die Univerſität nach Berlin, wo keine beſtimmte Richtung mehr die herrſchende war; die Hegelianer im Niedergang, Beneke vereinſamt, Trendelenburg anſpruchsvoll, aber weder ergreifend noch anziehend. Wie ſehr hier der Eklektizimus ſelbſtverſtändlich geworden, kann man daraus erſehen, daß George, Helfferich und Gruppe als originale Denker betrachtet wurden! — Die Herbartſche Philoſophie, in Wien, Prag, Göttingen und Leipzig, Königsberg und Halle blühend, war in Berlin nicht vertreten.

Dritter Abſchnitt. Univerſitätsſtudien in Berlin und die Wahl des Berufes.

Zu dreien Männern, denen ich die Einführung in das Berliner Leben verdanke, war die perſönliche Beziehung von Braunſchweig her angeknüpft. Lachmann[1] war ich durch ſeinen Jugendfreund, unſeren Direktor Krüger, als Abiturient vorgeſtellt, Meyerbeer[2] bei Griepenkerl und Zunz[3] durch ſeinen Lehrer und Freund, den alten Ehrenberg[4] in Wolfenbüttel. Wie alle drei weit voneinander ſtanden, haben ſie faſt nur mittelbar durch Empfehlung an andere Einfluß auf mein Leben geübt. Auch zu Otto Lewald war das Verhältnis ein gleiches. Ich ver-

[1] Der berühmte Philologe Karl Konrad Friedrich Wilhelm Lachmann, geboren am 4. März 1793 in Braunſchweig, wo ſeine beiden Brüder (nach Koldewey, a. a. O. S. 13 f.) eine rühmliche Tätigkeit entfalteten. Er ſtarb am 13. März 1851 in Berlin.

[2] Der Opernkomponiſt Giacomo Meyerbeer, geboren am 5. September 1791 in Berlin, geſtorben am 2. Mai 1864 in Paris.

[3] Der Begründer und Altmeiſter der modernen Wiſſenſchaft des Judentums, geboren 1794 zu Detmold, geſtorben 1886 in Berlin.

[4] S. M. Ehrenberg, Leiter der Samſonſchule in Wolfenbüttel, die Zunz zuerſt beſuchte. Durch Ehrenbergs väterliche Fürſorge trat Zunz 1809 als erſter Jude in das Gymnaſium zu Wolfenbüttel ein.

zichte darauf, die geſelligen Fäden zu verfolgen, welche von einem zum andern ſich verweben, und will nur die Tatſache hervorheben, daß es etliche Perſonen in Berlin gab, denen ich zu gleicher Zeit von den verſchiedenſten Seiten gleichſam zugewieſen wurde. Zu dieſen gehörte zum Beiſpiel Dr. Michael Sachs[5]. Meyerbeer, der Berlin bald nach meiner Ankunft verlaſſen mußte, hatte mich Joſef Lehmann, dieſer aber Sachs empfohlen, ebenſo aber auch Zunz, und mein Bruder, mit dem ich Studium und Wohnung in dem erſten Semeſter teilte, war durch gemeinſchaftliche talmudiſche Studien faſt ein Hausgenoſſe von Sachs. An dem treueſten Freund von dieſem, Moritz Veit, haben Zunz, Lehmann und Meyerbeer ſelbſt mich gewieſen.

Mein äußeres Leben war durch das Zuſammenwohnen mit meinem Bruder gemütlich, aber außerordentlich beſcheiden. Auf ein geringes Stipendium von Braunſchweiger Gönnern und den Erwerb durch gering bezahlte Unterrichts- und Nachhilfeſtunden angewieſen, lebte ich ſchlecht und recht, aber doch mehr das erſte wie das zweite. Mehr als dreimal wöchentlich in der kleinen Reſtauration der Papenſtraße (eine zweifenſtrige Parterreſtube, das einzige

[5] Dr. Michael Sachs, geboren am 3. September 1808 zu Großglogau, geſtorben am 31. Januar 1864 als Rabbiner der Jüdiſchen Gemeinde in Berlin, gleich berühmt als genialer Kanzelredner wie als erfolgreicher Gelehrter.

Wohnzimmer der Wirtin) warm zu eſſen, verbot ſich von ſelbſt. — Daß es auch andere als geiſtige Genüſſe gäbe, war nur eine Verſicherung der Phantaſie.

Daß zum Winter 1846—1847 meine Freunde Rese und Abeken, mit ihnen auch Günther, aus Bonn nach Berlin kamen, gehörte zu den Lichtſeiten meines ſtudentiſchen Lebens.

Karl Günther, mir nur um einige Semeſter voraus, pflegte ſeine Univerſitätsferien in Braunſchweig zu verleben. Durch Griepenkerl mit ihm bekannt, gehörte ſein Umgang für mich zum anziehendſten und gewinnreichſten; nicht wenig habe ich in jenen zwei- oder dreimal wiedergekehrten Ferienwochen geradezu von ihm gelernt. Jedesmal förderte er meine geringen mathematiſchen Kenntniſſe (der Lehrer der Mathematik aus dem Gymnaſium zu Braunſchweig gehörte zu den pädagogiſch unglücklichſten), jedesmal laſen wir eine griechiſche Tragödie und als Entgelt für das Empfangene irgend ein Buch aus dem Alten Teſtament. Dennoch ſchwankte er, ob er Theolog, Philoſoph oder Mathematiker werden ſollte. Heiteren Sinnes, aber über ſeine Jahre reif und ernſt im Studieren, wurde mir in Berlin ſein ſtetiger Umgang zum wichtigſten. Schon zu Oſtern 1848 wurde er mir und bald auch der Welt entriſſen. Nach Bonn zur Fortſetzung ſeiner Studien zurückgekehrt, ſollte er kurz darauf als

Erzieher bei Herrn v. Wildenbruch, dem Vater des Dichters, eintreten. Da ward er, der hochaufgeſchoſſene und vielleicht auch überarbeitete Jüngling, von einer galoppierenden Schwindſucht ergriffen, der er nach wenigen Monaten zum Opfer fiel. Er war vierundzwanzig Jahre alt geworden. Er gehörte zu den Edelſten und Hoffnungsvollſten, die ich kennen gelernt habe. Der ergreifendſte, aufwühlendſte Schmerz meiner jüngeren Jahre!

In ſeiner erſten Berliner Zeit hörten und verarbeiteten wir die philoſophiſchen Vorleſungen gemeinſam, beſuchten auch die für uns wohl intereſſanten, aber unfruchtbaren philoſophiſchen bei Gabler[6] und die Disputatorien bei Michelet[7]. Das wirkliche Suchen und Ringen nach philoſophiſcher Wahrheit haben wir weder in den Hörſälen, noch in den in dialektiſche Formeln eingeſponnenen Zirkeln, ſondern auf unſeren Studierſtuben betrieben.

An das Leſen des „Paulus“ von Baur reihten ſich für uns die erſten bibelkritiſchen Studien, und ich konnte ihn über Zunz und Spinoza zu Aben Esra[8], als der älteſten Quelle derſelben, zurückführen.

---

[6] Der Philoſoph Georg Andreas Gabler (1786—1853), der 1835 als Nachfolger Hegels nach Berlin berufen wurde.

[7] Der gleichfalls die Schule Hegels vertretende Philoſoph Karl Ludwig Michelet (1801—1893).

[8] Abraham ben Meir ibn Esra aus Toledo (1092—1138), berühmter Dichter und Gelehrter, deſſen Bibelkommentar an mehreren Stellen bibelkritiſche Bemerkungen enthält.

Die Sonntagnachmittage verlebten wir mit Reſe und Abeken zuſammen (ſie drei wohnten im gleichen Hauſe in der Taubenſtraße, ich in der Roſenſtraße, Ecke der Heidereuther Straße; darin iſt die ganze Symbolik meines damaligen Lebens enthalten[9]), philoſophiſche Disputationen, gewöhnlich um 2 Uhr nachmittags begonnen, wurden von Whiſtſpiel unterbrochen, um in gleicher Abwechſlung bis in die ſpäte, ſpäte Nacht immer wiederzukehren.

Meine theologiſchen Studien dauerten durch das Zuſammenleben mit meinem Bruder daneben eine Weile ruhig fort. Talmud, Bibel und ſpätere rabbiniſche Literatur hatten ihren Teil an jedem Tage. Mein Bruder verhielt ſich zu alledem ſchlechthin gebend, aber poſitiv. Die Kritik war meine eigene und alleinige Sache.

Obgleich ich alſo die rabbiniſchen Studien ebenſo, wie mein Bruder betrieb, ſtand ich ihm und dem ganzen Kreiſe ſeiner Genoſſen (etwa Dr. Sachs ausgenommen) doch innerlich und ſelbſt äußerlich fern; ich war geiſtig wie ſprachlich dialektfrei aus Braunſchweig gekommen und lebte mit den Kommilitonen und Freunden von dorther zugleich in einer anderen Atmoſphäre. Wohl ergötzte mich noch mein Onkel Waldenburg bei ſeinen häufigen Beſuchen in Berlin durch ſeinen, von talmudiſchen

[9] Die Heidereuther Straße war von jeher Sitz des konſervativſten, ſtrenggläubigen Judentums.

Kenntniſſen faſt ſchrankenlos geſättigten, haarſpaltenden (pilpuliſtiſchen) Scharfſinn; aber mit Staunen betrachtete ich das Streben des klaſſiſch ſo fein und hochgebildeten Sachs, in dieſer Sphäre des ſeinerſeits klaſſiſchen Pilpuls heimiſch zu werden. Dieſe geiſtige Beſchäftigung von ausſchließlich formalem Wert, dieſe ſtrenge und ſcharfe geiſtige Arbeit nur um der Arbeit willen erſchien mir vom Standpunkt menſchlich idealer Zwecke troſtlos und öde; denn kaum einer von hundert all der jungen, der jüdiſchen Theologie befliſſenen Männer, welche um die letzten Spitzen der Halacha ſich mühten, hätte, die Hand aufs Herz, den Glauben bekennen dürfen, daß in jenen ſpitzfindig geſchärften Fragen und Antworten, Scheidungen und Verbindungen, Problemen und Lösungen wirklich die Erkenntnis des göttlichen Willens und Geſetzes geſucht und geſehen werde!

Von dem, was ſo monatelang bis zum Reifen eines Entſchluſſes durch die Seele geht, läßt ſich ja keine Rechenſchaft geben; gewiß ist mir nur das eine, daß mir neben der Fortentwicklung des Judentums, für welche das ſchnelle Aufhören der Rabbinerverſammlungen einſtweilen alle Hoffnung zerſtörte, die deutſchnationale Bildung der Juden und ihre Teilnahme an den allgemeinen menſchlichen und bürgerlichen Intereſſen (Politik, Wiſſenſchaft, Kunſt und ſchaffende Induſtrie) als die weſentlichſte Aufgabe erſchien, der ein jeder ſich widmen müſſe,

welcher etwas von ſich erwartet. Nach dieſer Seite hin war die ausdauernde Erinnerung an Mendelsſohn mit ſeiner typiſch perſönlichen Beziehung zu Leſſing und das geiſtige Zuſammenwirken beider ein ſtetiger Antrieb[10]. Während meiner Braunſchweiger Zeit ward das dreihundertjährige Reformationsfeſt gefeiert, und zwei Biographien Luthers, die dort erſchienen, hatte ich geleſen. Luther erſchien mir als der Größere neben Leſſing und Mendelsſohn; aber auch in mir, wie in tauſend anderen, ja, man darf wohl ſagen, im öffentlichen Geiſte des proteſtantiſchen Deutſchlands lebte der Gedanke, daß die eigentliche Größe der lutheriſchen Bewegung nicht auf dem Boden der Religion, ſondern auf dem per allgemeinen Befreiung des menſchlichen Geiſtes und der Selbſtverantwortung aller einzelnen beſtehe. Die Anwendung auf das Judentum und die Juden, denen ja das Mittelalter ſehr ſpät begonnen (faſt erſt mit der Reformationszeit — bis dahin waren ſie frei, lichtvoll, vielſeitig und ſtrebſam) —, dafür aber bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und eigentlich noch dauerte, lag ſehr nahe. Um Oſtern 1847 war mein Entſchluß, den Lebensberuf in der philoſophiſchen Wiſſenſchaft und außerhalb der Theologie zu ſuchen, beinahe gefaßt.

[10] Vgl. Lazarus, „Zwei Reden auf Moſes Mendelsſohn“ in „Treu und Frei“, S. 201 ff.

Die volle Entſcheidung reifte durch die Unterbrechung meiner Univerſitätsſtudien, denn Oſtern 1847 mußte ich Berlin verlaſſen, um in Oppeln eine Hauslehrerſtelle anzunehmen. Aber was in aller Welt hatte mich von Berlin nach Oppeln getrieben? Ein uralter Schornſtein. In dem altererbten Hauſe meiner Eltern war der Schornſtein eingeſtürzt und damit eine große Ausbeſſerung des Hauſes notwendig geworden. Um die Koſten zu decken, nahm ich die mir zufällig gebotene, einträgliche Stelle als Hauslehrer an. Es war eben meine Pflicht לחזק את־ברק הביה[11]. Da meine Zöglinge alle drei die Schule beſuchten, hatte ich viel freie Zeit; in dieſen Monaten völlig freier Studien und freien Nachdenkens war ich mit der Theologie fertig. Zu Pfingſten 1847 habe ich in der Synagoge in Oppeln meine letzte Predigt gehalten.

Dies war der weſentlichſte Ertrag jenes Sommers, aus welchem ich nur noch zu gedenken habe, erſtens: eines Gymnaſiallehrers meiner Schüler, namens Ochmann, dem ich energiſche philoſophiſche Anregungen zu verdanken habe. Faſt dreißig Jahre ſpäter ſandte er mir als hochbetagter Greis einen Beitrag zum Herbartdenkmal und ſprach dabei die Erwartung aus, daß ich derſelbe Lazarus ſei, mit dem er vor einem Menſchenalter philo-

[11] „zu ſtärken (verbeſſern) das Schadhafte des Hauſes.“ Nach II. Kön. 22, 5.

ſophiert habe. Zweitens: des Dr. Freund, Hausarzt der Familie, in der ich lebte, deſſen perſönliche Anleitung und Bibliothek mir die Einführung in die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Seiten der Medizin vermittelte. Drittens: der Reiſe mit meinen drei Zöglingen in ihren Ferien durchs Rieſengebirge. Hier traf ich am Fuße der Schneekoppe mit einem anderen Hauslehrer und ſeinen Zöglingen zuſammen. Die gemeinſchaftlichen Wanderungen waren ebenſo geiſtig wie leiblich erfriſchend. Auf der Rückreiſe wurde ich durch dieſen, den nachmaligen Stadtſchulrat Thiel, in einen Kreis jüngerer Gelehrten zu Breslau, allerdings nur für einen einzigen, aber ſehr langen und reichen Abend, eingeführt; von den neun oder zehn Mitgliedern ſind mir neben Thiel nur drei in Erinnerung geblieben: Dr. Klein, Dr. Freund und der nachmalige Miniſter Falk[12]. Das Rieſengedächtnis des letzteren zu bewundern, ſollte ich zweiundzwanzig Jahre ſpäter Gelegenheit finden. Wir hatten nichts wieder voneinander geſehen oder gehört, trafen in einer Abendgeſellſchaft beim Miniſterreſidenten Krüger[13] zuſammen; da legte Falk ſeine Hand auf meine Schulter, und als ich

[12] Adalbert Falk, preußiſcher Kultusminiſter 1872—1878, der ſeine liberale Geſinnung vornehmlich durch die Durchführung der ſogenannten Maigeſetze betätigt hat.

[13] Daniel Chriſt. Friedr. Krüger, 1866 zum hanſeatiſchen Miniſterreſidenten in Berlin ernannt.

mich umwandte, begrüßte er mich als einen alten Bekannten, den er an der Stimme allein wiedererkannt hatte.

Durch eine günſtige Wendung meines Geſchickes, welche ich der Familie meiner Frau[14] und beſonders meiner Schwiegermutter verdankte, konnte ich zum Winter 1847 nach Berlin zurückkehren und ſorgloſer den Univerſitätsſtudien obliegen. Jetzt war ich feſt entſchloſſen, mich der Philoſophie zu widmen und beſonders der Pſychologie. Nicht am wenigſten haben hierzu die Vorleſungen Heyſes (Vater des Dichters) über Sprachwiſſenſchaft beigetragen, zu deſſen intimeren Schülern ich ſehr bald zählte. Hier lernte ich erkennen, daß es der Sprachwiſſenſchaft bis dahin und auch bei Heyſe ſelbſt noch an der pſychologiſchen Unterlage fehlte. Neben den Werken Herbarts und Drobiſchs waren es die Vorleſungen Benekes, die mich am meiſten beſchäftigten. Sowohl die pſychologiſchen Fragen ſelbſt, als die jüngſt erworbene Beziehung zu den mediziniſchen Gedankenkreiſen führten mich zu Johannes Müller[15]. Die Anatomie habe ich nur flüchtig, aufs eingehendſte aber die Phyſiologie bei ihm betrieben. Zwar habe ich auch philoſophiſche Vor-

[14] Sara Lebenheim.

[15] Johannes Müller, berühmter Physiolog, geboren 1801 in Koblenz, geſtorben 1858 in Berlin, wirkte ſeit 1833 als Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie in Berlin.

leſungen bei den Hegelianern (Gabler, Michelet, Werder[16] und Althaus) und bei Trendelenburg[17] gehört, aber damals ſchon faſt mehr als Sport denn als Studium angeſehen. Neben der Phyſiologie, die mich ebenſo wie die gewaltige Perſönlichkeit Müllers mächtig anzog, war es die Phyſik von Dove[18] und die Botanik von Schultz-Schultzenſtein[19] (welcher ſo lange außerordentlich lehrreich war, als er noch nicht als Apoſtel einer neuen, nämlich der organiſchen Philoſophie auftrat), die mich zur Erkenntnis der Naturgeſetzmäßigkeit als Analogie und als Grundlage der Pſychologie führten. Die deutſche Grammatik, von W. Grimm[20] öfters angekündigt, wurde leider nicht geleſen. Bei W. Grimm aber hörte ich den „Erek“ und andere mittelhochdeutſche Gedichte. Da ich Philoſophie mit Ausnahme Benekes faſt ausſchließlich als Privatſtudium für mich betrachtete,

[16] Karl Werder, Philoſoph und Dichter, geboren 1806, geſtorben 1893, ſeit 1838 Profeſſor der Philoſophie in Berlin.

[17] Friedrich Adolf Trendelenburg, geboren 1802, geſtorben 1872, ſeit 1833 Profeſſor der Philoſophie in Berlin.

[18] Der Phyſiker Heinrich Wilhelm Dove, 1803—1879, ſeit 1845 ordentlicher Profeſſor in Berlin.

[19] Der Naturforſcher Karl Heinrich Schultz-Schultzenſtein, 1798—1871, ſeit 1825 Profeſſor in Berlin. Er wollte ſeine „Verjüngungstheorie“ auch auf Pſychologie und Moral übertragen.

[20] Wilhelm Karl Grimm, 1786—1859. Er ſowohl wie ſein Bruder Jakob waren 1840 zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, mit dem Rechte Vorleſungen an der Univerſität zu halten, ernannt worden und überſiedelten 1841 nach Berlin.

wandte ich einen großen Teil meiner Zeit den Vorleſungen über poſitive Wiſſenſchaften zu. Außer den Vorleſungen Rankes[21] waren die vom alten Böckh[22] mir die liebſten, und ich weiß heute noch nicht, ob ich mehr wiſſenſchaftlichen Gewinn oder mehr Vergnügen darin fand.

Von meinen Privatſtudien kann ich mir keine volle Rechenſchaft mehr geben. Eins nur weiß ich beſtimmt, daß ich während der ganzen Univerſitätszeit keinen Monat hingehen ließ, ohne einen, wenigſtens kleinen platoniſchen Dialog und eine Schrift oder einen Teil derſelben in der Bibel zu leſen, beides in der Urſprache, mit oder ohne Kommentaren, je nach Inhalt und Neigung. In den letzten Semeſtern, nachdem Wehrenpfennig[23] ſich mir näher angeſchloſſen und deshalb zu mir ins gleiche Haus gezogen, waren wir allabendlich mehrere Stunden mit dem ſtrengſten Studium der „Kritik der reinen Vernunft“ beſchäftigt; je mehr er ein bloßer Anfänger war, deſto erfolgreicher erwies ſich die Zuſammenarbeit für mich. Wehrenpfennig wiederum hatte ich in einem kleinen Kreiſe

[21] Leopold v. Ranke, 1795—1886. Profeſſor der Geſchichte in Berlin ſeit 1825. Vgl. das Kapitel „Meine vier Alten“ in Lazarus, „Lebenserinnerungen“.

[22] Der Philologe Philipp Auguſt Böckh, 1785—1867, ſeit 1881 Profeſſor in Berlin.

[23] Wilhelm Wehrenpfennig, Schriftſteller und Politiker, 1863—1883 Redakteur der „Preußiſchen Jahrbücher“.

von Bekannten kennen gelernt, die ſich bei Abeken von verſchiedenen Univerſitäten zuſammenfanden, zu denen auch Eggers[24] als der älteſte und Paul Heyſe als der jüngſte gehörte; hier laſen wir Braniß' Geſchichte der Philoſophie, wobei mir die Aufgabe zufiel, die knappe Zuſammenfaſſung aus dem Studium ausführlicher Werke und ſtellenweiſe auch Quellen zu ergänzen. So ein Mittelding eines Kameraden und Lehrers befindet ſich vielleicht im glücklichſten Zuſtande und zugleich gedeihlichſten für das Gelingen der eigenen Arbeit. In einem anderen kleinen Kreiſe, zu denen Reſe und Günther, Vögeli und v. Erlach gehörten, jener Chemiker und dieſer Mediziner (den ich ſpäterhin als Kollegen an der Univerſität und Dirigenten einer Spezialheilanſtalt in Bern wiederfand), waltete neben heiterer Geſelligkeit der Trieb zu gegenſeitiger Belehrung; an je einem Abend in der Woche hielt jedes Mitglied einen Vortrag aus ſeiner ſpeziellen Wiſſenſchaft, um entweder allgemein den hiſtoriſchen Stand derſelben, die gerade herrſchenden Entdeckungen, Probleme oder Kontroverſen zu erörtern oder eine intereſſante und wenig bekannte Spezialität darzuſtellen; ſo hat zum Beiſpiel v. Erlach über J. Müllers Forſchungen nach dem Generationswechſel berichtet, während ich das Weſen der Kabbala

[24] Friedrich Eggers, der Dichter und Herausgeber des „Deutſchen Kunſtblattes".

beſchrieb, wozu ich außer Knorr v. Roſenroth[25] und Molitor[26] das eben erſchienene Werk von Frank[27] ſtudiert hatte, um meine eigene geringe Kenntnis der Quellen zu ergänzen.

In den Märztagen 1848 war ich bereits in die Ferien gereiſt. Ich habe deshalb auch an den politiſchen Demonſtrationen der Studenten äußerlich keinen Anteil genommen. Der Eindruck, vielleicht auch der Einfluß, welchen ich von Herbart und vollends von ſeiner poſthumen Schrift über die Göttinger Erhebung empfangen, war vielleicht zu tief, um an dem Gebaren der Studenten in der Aula Freude oder auch nur rechtes Intereſſe zu finden. Meine innerliche Teilnahme an der politiſchen Bewegung aber war ſo groß, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, in den letzten März- und erſten Aprilwochen ein und den anderen Artikel in Berliner Zeitungen zu ſchreiben. Der Erfolg derſelben war, daß ich eines Tages gegen Ende April zum General der Bürgerwehr, Major Moſſon, beſtellt wurde, um an ſeiner Stelle, der bisher die Bürgerwehr-Zeitung

[25] Knorr v. Roſenroth, Kabbala denudata etc., Sulzbach 1677.

[26] Franz Joſef Molitor, philoſophiſcher Schriftſteller, 1779 bis 1860, der ſich in ſeiner unvollendet gebliebenen „Philoſophie der Geſchichte oder über Tradition", Frankfurt und Münſter, 1827—1853, dem Studium der Kabbala zuwandte.

[27] Frank, La Kabbale, ou la philosophie religieuse des Hebreux, Paris 1843, vertritt, entgegen dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Standpunkte, das hohe Alter der Kabbala.

redigiert hatte, die Redaktion derſelben zu übernehmen. Im Sinne des liberalen Berliner Bürgertums habe ich die Zeitung etwa vier Monate lang redigiert[28].

Mit der Bürgerwehr hörte auch das Organ derſelben auf. Für lange Zeit war es damit in bezug auf meine politiſche Tätigkeit und für immer mit meiner journaliſtiſchen im engeren Sinne vorüber. Erſt mit meiner Schrift: „Über die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland, ein Beitrag zu einer philoſophiſchen Begründung des Völkerrechts", regte ſich wieder der politiſche Gedankenkreis in meinem Innern.

(In bezug auf dieſe Schrift habe ich ebenfalls eine Tatſache ſtützenden Gedächtniſſes zu verzeichnen. Im Januar 1863, alſo dreizehn Jahre ſpäter, tagte in Berlin der Internationale ſtatiſtiſche Kongreß, deſſen Mitglied ich war, Gerſon v. Bleichröder holte mich in ſeinem Wagen ab, zur erſten Sitzung zu fahren; in der Wilhelmſtraße begegneten wir dem damaligen Miniſter v. Eulenburg; es fing zu regnen an, Bleichröder ließ halten, bat den Miniſter einzuſteigen; bei der Vorſtellung: „Profeſſor Lazarus

[28] Durchaus bezeichnend für die zeitlebens bewährte und betätigte freiheitliche Geſinnung von Lazarus. Ein ſpezielles Denkmal hierfür bildet die Bezeichnung ſeiner geſammelten Reden und Vorträge: „Treu und Frei", edle, mannesmutige Worte, die auch die einzige, aber genügende Inſchrift ſeines Grabſteines in Meran bilden.

aus Bern", fragte Eulenburg ſofort: „Sind Sie der Profeſſor der ſittlichen Berechtigung?")

Inzwiſchen vollendete ich meine Studien an der Univerſität und machte im Herbſt 1849 meinen Doktor mit einer Diſſertation über „Äſthetiſche Erziehung". — Zu den Bekannten, welche dem Doktorſchmauſe beiwohnten, gehörte nun auch ſchon Steinthal, den ich durch Vermittlung Heyſes des älteren, deſſen intimer Schüler er auch geweſen, kennen gelernt habe[29].

Oſtern 1850 habe ich mich verheiratet und in Berlin als Privatgelehrter niedergelaſſen. Kurz vorher ſollte ich noch einmal durch eine praktiſche Berufsſtellung von der rein wiſſenſchaftlichen Laufbahn abgelenkt werden; auf den Grund der alten perſönlichen Braunſchweiger Beziehungen und etlicher pſychologiſcher Aufſätze, die ich jüngſt veröffentlicht hatte, wurde mir die Stelle als Direktor der Jakobſonſchen Freiſchule in Seeſen als Nachfolger Wohlwills angetragen. Der Verſuchung, mich ſo früh ſelbſtändig, aber im Joch der Praxis zu ſehen, widerſtand ich. Mit meiner Verheiratung und dem Übergang in die faſt ſorgenloſe und durchaus freie Stellung eines Privatgelehrten trat ich

[29] Ausführliches hierüber in dem biographiſchen Fragment: „Wie Steinthal und Lazarus Brüder wurden" von Nahida Ruth Lazarus, „Jahrbuch für jüdiſche Geſchichte und Literatur" 1900, S. 149 ff.

in eine mir ganz neue Sphäre des Behagens. Die Oranienburger Straße, wo ich in meiner ſtudentiſchen Bude die letzten Semeſter gehauſt, und der Königsplatz vor dem Brandenburger Tor (damals Exerzierplatz geheißen) ſind das Symbol dieſer Wandlung. Die erſte Frucht meiner Muße war die ſchon genannte Abhandlung: „Über die ſittliche Berechtigung Preußens in Deutſchland".

Anhang.

Ergänzungen zum Haupttext.

Von der Herausgeberin.

„Eilehne" ... (S. 1). Die Zuſtände haben ſich, wie geſagt, im Lauf der Zeit ſehr verändert. Die damalige jüdiſche Gemeinde war um ſo zahlreicher, als ſie aus verſchiedenen Nationalitäten beſtand: polniſchen, ruſſiſchen, ungariſchen, galiziſchen und allerhand anderen Abkömmlingen.

„Moſes" ... (S. 1). Erſt auf Veranlaſſung ſeiner Frau Sara wurde allmählich „Moritz" eingeführt; Lazarus ſelbſt hat nie ſich ſo genannt. — Seine erſte Gattin, obwohl aus orthodoxem Hauſe ſtammend, war ſo ſehr dem neuen Geiſte zugetan, daß ſie, als ihre frommen Schwiegereltern geſtorben waren, ſofort die bis dahin aus Rückſicht auf jene geführte rituelle Küche aufgab.

„Handwerker, welche der Arbeit entbehrten" (S. 18). Lazarus befolgte das Beiſpiel ſeines Vaters ſein Leben lang. Heute noch iſt der mächtige alte Schreibtiſch in Gebrauch und Ehren, den er in Leipzig vor etwa fünfzig Jahren von einem notleidenden (chriſtlichen) Möbeltiſchler anfertigen ließ, um ihm ſchonend aufzuhelfen. Lazarus ſelbſt fertigte die Zeichnung dazu an, und der große, gefällige und äußerſt praktiſche Schreibtiſch gefiel allgemein ſo ſehr, daß ſein Verfertiger kaum den Beſtellungen genügen konnte und mit einem Male aller Sorgen ledig war. — Dieſes ehrwürdigſte Stück unſeres

Haushaltes, an dem unter anderen die Hauptgedanken zum „Leben der Seele“, der „Jeremias“ und die ganze „Ethik des Judentums“ niedergeschrieben worden sind, habe ich auf Bitte der „Gesellschaft f. Samlg. u. Konservierung von Kunst u. hist. Denkmälern“ in Wien vermacht.

„Mit elf Jahren konnte ich ein Buch vollständig binden“ ... (S. 20). Die hinterlassene Bücherei meines Mannes enthält noch Herbarts Werke, von ihm gebunden, tadellos erhalten nach etwa sechzig Jahren! — Ob ihm das ein anderer Buchbinder so bald nachmacht — ?

„Ein markerschütterndes Hängen ... genug!“ (S. 35). Hier verstummte Lazarus, und als ich aufblickte, standen ihm die Augen voll Tränen.

„... daß die alten Wände des Bethamidrasch von einem fröhlichen Lachen widerhallten“ (S. 42). Es ertönte auch im Anfang des Diktats der Biographie, denn Lazarus flocht zur Charakteristik jüdischen Humors gern Anekdoten ein; einiger erinnere ich mich noch: so des katholischen Pastors in Filehne, der mit einem Juden neben einer Regentonne stehend, plötzlich die Finger eintaucht und das Taufen markiert, worauf jener erschreckt zurückspringt: „Herr Pastorleben, machen Se keinen Stuß!“ Oder die neugierige Goie, die einmal in der Synagoge sitzt, und ein Stück Kalk fällt herunter: „Jessas, Jessas, die Kerch stertzt ein!!“ Die alte Sara, die sich alljährlich in aller Unschuld schmadden läßt, um sich das Taufangeld zu „verdienen“; das alte Ehepaar, das sich in bitterster Ausweisungsnot wirklich taufen läßt, aber als es zur Unterschrift kommt, sich lieber töten ließe, als die Feder anrühren, da es ja Sabbat sei. Und so weiter. Wie könnte man aber die Mischung von Rührung und Schalkhaftigkeit im Tonfall, Miene und Gebärde wiedergeben, besonders wenn Lazarus den jüdischen Jargon sprach!

„Ein Stück trocken Brot“ ... (S. 62). Als Lazarus mir (damals noch Nahida Remy) diesen Abschnitt diktierte, konnte ich vor Gemütsbewegung nicht weiter. Drei Viertel dieses Blattes des Originalmanuskriptes blieb leer, und die nächsten sieben Seiten sind von Lazarus' eigener Hand. Ich war unfähig, weiter zu schreiben, so ergriff mich der Gedanke, aus welcher Dürftigkeit dieser edle Geist sich durchringen mußte, um seines Studiums willen. — Sicher datierte auch aus jenen Entbehrungsjahren die Zartheit und Nervosität des schlechtgenährten Körpers. Nur Lazarus' glühender Idealismus und philosophischer Gleichmut, der ihn seine Armut fast mit Humor ertragen ließ, rettete ihn, daß er nicht erlag.

„... mit Jacobs den Berg ... hinanzusteigen“... (S. 66). Friedrich Jacobs, hervorragender Philolog, geb. 1764 in Gotha, gest. daselbst 1847. Lazarus studierte sein „Elementarbuch der griechischen Sprache“ mit Eifer und liebte ihn wegen seiner trefflichen Jugendschriften. Noch in seinem letzten Lebensjahr erfreute sich mein Mann mit dem liebenswürdigen Kinderlesebuch: „Allwin und Theodor“.

„... Hannover ... es lebten dort mehrere Talmudschüler ...“ (S. 68). Zu diesen gehörte wohl Dr. Sam. E. Meyer, der damalige Landrabbiner. Aus seinem vier Seiten langen, engbeschriebenen Großquartblatt, datiert vom 15. März 1847, geht hervor, wie Lazarus nicht nur finanziell, sondern auch gesundheitlich in Sorgen war. Wahrhaft väterlich schreibt Meyer: „Ihre Kränklichkeit erfüllt mich wirklich mit Besorgnis; ich bitte Sie ernstlich, für Ihren Körper mindestens einen Teil der Sorgfalt zu widmen, die Sie Ihrem Geiste schenken.“ Er warnt ihn vor „übermäßigem Arbeiten“, da die Universität nicht nur das Wissen, sondern auch das Können, nicht nur den Gelehrten, sondern auch den Mann ausbilden solle. „Wenn Sie stets hinter den Büchern

ſtecken, ſo werden Sie ſich an Seele und Körper zugleich ruinieren, und die Zeit der Univerſität, die einzige, die in unſeren engen und drückenden Verhältniſſen Freiheit uud Lebensmut gewährt — an denen man oft ſein ganzes Leben zehren muß —, ſie ſollte auch Ihnen etwas mehr als einen Kopf voll hohen Wiſſens geben! — Das Gemüt, das Herz muß auch Nahrung bekommen, ſuchen Sie ſich Freunde, vergeſſen Sie die Natur und das Leben nicht und hüten Sie ſich vor dem Wahn, daß jede Stunde verloren ſei, welche Sie nicht den Büchern ſchenken." — Der hochintereſſante Schluß des Briefes, mit ſeinen mannigfachen Bemerkungen über das Studium der Theologie, kommt zu einem merkwürdig bitteren Vergleich zwiſchen chriſtlicher und jüdiſcher Theologie, und zwar zuungunſten der letzteren, — und läßt erkennen, daß Schreiber noch von der Vorausſetzung ausgeht, Lazarus wolle Rabbiner werden.

„Der Antiquar" (S. 73, Anm. 9) bildete den erſten Beitrag zu dem Zyklus: „Charakterbilder aus der Wirklichkeit", den Lazarus unter dieſem Geſamttitel allmählich veröffentlichen wollte. Er hat mir einige Namen genannt: Itzig — Tabakſpinner; Tomsky, der Glaſer; der Filehner Wigdor; Fabian, der Schloſſer; Herzfeld, der Wollhändler; Cronheim, der Schlafſtellenvermieter aus der Papenſtraße, und andere. Alles Handwerker, deren Typen er ſo meiſterhaft zeichnete, daß ich ſie insgeſamt in einem kulturhiſtoriſchen Roman: „Der Dombau zu Berlin", verwerten wollte. Leider iſt aus unſeren Plänen aus Mangel an Zeit nichts geworden.

„Eine väterliche Freundſchaft . . ." (S. 83). In ſeinem Vortrag: Zwei Jahre in Braunſchweig (dort 1894 gehalten) erzählt Lazarus: „Als ein Fremder war ich nach Braunſchweig gekommen, der kaum das Recht hatte, die Schule zu beſuchen. Ich wurde freundlich aufgenommen und von allen Lehrern gleichmäßig wohlwollend

behandelt. Der Direktor wußte, daß ich meine talmudiſchen Studien bei dem Landesrabbiner fortſetzte und Theolog werden wollte. Er wollte mir deshalb nicht zumuten, am Sabbat zu ſchreiben. Ich ſollte auch den Gottesdienſt beſuchen können, und deshalb wurden Sonnabends Lehrſtunden angeſetzt, die ich leichter entbehren konnte.

„Das meiſte von allem . . . verdanke ich Griepenkerl" (S. 85). Wie charakteriſtiſch für Lazarus' Beſcheidenheit, daß er mit keinem Worte andeutet, was Griepenkerl auch ihm verdankte. Mitte Auguſt 1846 ſchreibt Griepenkerl: „Sie haben mich neulich durch ein hingeworfenes Wort darauf aufmerkſam gemacht, daß eine Quelle der Lehren Spinozas in alten jüdiſchen Weisheits- oder Glaubensſätzen zu finden ſei. — Wollen Sie doch, ehe Sie Braunſchweig verlaſſen, die Gefälligkeit haben, mir dieſen Gedanken, der mir neu ist, etwas deutlicher zu machen und näher zu begründen." — Lazarus antwortet ihm darauf: „Der große Unterſchied zwiſchen altjüdiſcher Anſchauung und Spinoza zeigt ſich in der verſchiedenen Auffaſſung der Körperwelt. Bei Spinoza kommt der Körperwelt ſelbſt kein anderes Prädikat zu als Ausdehnung . . . ſo bleibt ſie ihm alſo in Gott; in der jüdiſchen Anſchauung iſt die Materie etwas, das in der Ausdehnung Gottes wie in einem Gefäße liegt, deshalb tritt ſie auch als Gegenſatz vor ihm auf, und es entſteht in dieſem die Sünde, die bei Sp. undenkbar, wenn er konſequent iſt, wie Herbart richtig dargetan hat. Die Materie nämlich tritt als böſe auf, eben weil ſie Gegenſatz Gottes, — doch wenn der Geiſt ſie ſo beherrſcht, daß ſie ihm folgt, entſteht das Gute" uſw. Es würde zu weit führen, das Ganze zu bringen, es iſt daraus nur erſichtlich, wie Griepenkerl es nicht verſchmähte, ſich von ſeinem Schüler belehren zu laſſen.

„Bis zu ſeinem Tode . . ." (S. 85). Wie bezeichnend ſind Griepenkerls Briefe für ſeine Liebe zu Lazarus! Im

November 1848 schreibt er: „Ihre aufrichtige herzliche Liebe zu mir ist mir ein wahres Labsal, und ich verhehle, Ihnen nicht, daß man im Alter mehr Liebe braucht, als man zu erhalten pflegt“ ... Er bittet, „behalten Sie mich lieb“. Weiterhin spricht er von Lazarus' „lehrhaftem Gemüt“ und macht ihm, zwei große Seiten lang, die feinsten Bemerkungen über Studium, Lebensführung, Philosophen, besonders über seinen eigenen Meister Herbart, der im Vortrag leicht zu kurz war, „weil er seinen Zuhörern denselben Scharfsinn zutraute, den er selbst besaß, und ihnen durch zu große Deutlichkeit Langeweile zu machen fürchtete. Oft habe ich halt! halt! rufen müssen“ ... Und wieder bittet er am Schluß seines langen Briefes: „Behalten Sie mich lieb!“ — In einem anderen Briefe vom Januar 1849 kritisiert Griepenkerl mit unerschrockener Offenheit etliche Koryphäen der neueren Philosophenwelt und zeichnet eine wahre Galerie von Charakterköpfen, denen stellenweis Komik und Satire nicht fehlen. Auch aus diesen geistreichen Aperçus mochte Lazarus manches lernen. Wie warm leuchtet dabei immer Griepenkerls Genugtuung an seines jungen Freundes Eifer für die Wissenschaft durch. „Mit wahrer Freude sehe ich, daß Sie in so unglücklicher Zeit für die Wissenschaft immer tapfer fortarbeiten, ohne sich durch schlechte Aussichten stören zu lassen.“ — Im Briefe vom 10. August 1849 — an der Handschrift erkennt man das zunehmende Leiden — schreibt Griepenkerl: „Sie, lieber Freund, sind mir ganz recht und so auch alles, was Sie für mich getan und noch tun wollen. Nur bin ich besorgt, daß Sie zu viel Zeit für mein Wohl verlieren.“ — In demselben Jahre starb er. Wohl kaum eine Persönlichkeit aus jener Zeit hat Lazarus so nahe gestanden. — Zu Griepenkerls Briefen ist noch zu bemerken, daß sie eine Zierde des künftigen Bandes: „Briefe von und an Lazarus“ bilden werden.

„Rabbinerversammlung in Braunschweig 1844“ (S. 92). Hier hatte ich Lazarus in seinem Diktat mit der Frage unterbrochen: „Warum fand die Rabbinerversammlung gerade in Braunschweig statt? und er erwiderte: „Es war der erste deutsche Staat, der (1831) die Gleichstellung der Juden ausgesprochen und in dem noch von dem Geiste Lessings etwas zu spüren war.“

„In jenen Wochen ...“ (S. 96). Gerade 25 Jahre später fand die Synode in Leipzig statt, erfüllt von den Reformgedanken ihres Präsidenten Lazarus.

In seinem Braunschweiger Vortrag gedenkt Lazarus auch eines Pastors Kelbe, der in den oberen Klassen des Gymnasiums den Religionsunterricht erteilte, und der seine Stunden gleichfalls auf den Sonnabend verlegte, damit L. „freier sei“; er lud Lazarus ein, seinem Gottesdienst beizuwohnen, und L. bekennt: „Ich habe nie ein Wort dieses Mannes gehört, von dem ich gewünscht hätte, es wäre nicht gesprochen! So war auch der öffentliche Geist der Stadt.“

Auch des Bürgervereins gedachte Lazarus und der auffallenden natürlichen Redegabe der dort versammelten Handwerker. Er knüpfte daran die wichtige Bemerkung, daß er daraus für seine späteren psychologischen Universitätsvorlesungen viel gelernt habe. „Es war damals die große Bewegung für die Gewerbefreiheit . . ., und es wurden so schlagende Beispiele angeführt für ihre Notwendigkeit zum Fortschritt aller Industrie, daß mir im Kolleg, wenn ich meine Vorlesungen über Psychologie des Staatslebens halte, unwillkürlich diese schlagenden Beispiele einfallen — und ich weiß keine besseren!“

„. . . wie ich all den Anforderungen . . . genügen konnte“ (S. 97). Dabei erzählte er mir noch nebenher von der Korrespondenz, die schon auf ihm lastete! — Abgesehen von der pietätvollen Sitte des regelmäßigen Nach-Hause-Schreibens finden sich in Briefen

aus der Braunſchweiger Zeit Fingerzeige, wie teilnehmend er Studium und Schickſal anderer verfolgte; ſo z. B. beantwortete ein F. C. Ludwig alle möglichen Fragen und kritiſiert nebenbei die neueren Philoſophen. Kant iſt ihm „zu kalt", Herbart „zu anſpruchsvoll", aber „Fichte iſt ſein Freund". „Auch ſolch gärender Moſt befruchtete mein Denken." —

Erinnert ſei bei dieſer Gelegenheit an das kulturhiſtoriſche kleine Detail, wie teuer damals das Porto war. Wenn ich nicht irre, ſechs Groſchen ein Brief. (Karten gab es noch nicht.) So wurden auf faſt durchſichtig dünnen, großen Quartbogen endloſe, enggeſchriebene Epiſteln gewöhnlich als Einlagen in Freundesbriefen oder gar durch Buchhändlergelegenheit expediert. Daß ſolche Briefe oft vierzehn Tage veralteten, genierte damals nicht. Noch war die ſchnellebige Generation nicht geboren, die mit Telegraph und Autos durch die Welt fliegen zu müſſen glaubte.

„St. Martini (S. 98). Lazarus war auch in der Martinikirche, als Ronge ſprach. „Da war man nicht bloß in der Kirche, ſondern auf dem ganzen Platze um die Kirche herum, denn es konnten nicht alle Leute hinein, die ihn hören wollten."

„Die beiden Geiſtlichen auf dem Gottesacker". . . (S. 98). Man vergleiche dazu: 20 Jahre ſpäter, als der berühmte Augenarzt A. v. Gräfe in Berlin beerdigt wurde, ſollte ſein beſter Freund, Medizinalrat Traube, die Grabrede halten; der Geiſtliche ließ aber durch den Kirchendiener ſagen: Einem Nichtchriſten ſei es verboten, auf dem chriſtlichen Kirchhof zu reden. Stumm wurde nun die Leiche hinabgeſenkt, aber draußen vor dem Kirchhofstor wurde dann die Rede gehalten. „Drinnen auf dem geheiligten Boden der „heilige" Haß . . ., draußen auf dem profanen Boden die heilige Liebe!" ruft Lazarus aus in ſeinem Vortrag im Mendelsſohn-Verein in Elberfeld.

(S. 99.) Eine notwendige Ergänzung zu dieſer Rede des Direktors bildet das folgende von ihm ausgeſtellte Abgangszeugnis:

Moritz Lazarus aus Filehne im Großherzogtum Posen kam Johannis 1844 auf das Obergymnaſium und wurde fürs erſte nach Oberſekunda geſetzt; doch machte er, unterſtützt von trefflichen Anlagen, bei einem unermüdlichem Eifer für ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung ſo raſche Fortſchritte, daß er ſchon Michaelis desſelben Jahres nach Unterprima, Oſtern 1845 aber nach Oberprima verſetzt werden konnte. Wegen der mit ſeinem künftigen Beruf in näherer Beziehung ſtehenden Studien, die er unter Anleitung des hieſigen Rabbiners, des Herrn Dr. Herzfeld, zu treiben hatte, konnte er indeſſen ſeine Zeit nicht ausſchließlich den Schulſtudien widmen und mußte daher von manchen Lehrfächern, namentlich von den geographiſchen, geſchichtlichen, mathematiſchen und franzöſiſchen Lektionen dispenſiert werden. Um ſo größeren Fleiß verwendete er aber auf die klaſſiſchen Sprachen, für deren Auffaſſung er ein entſchiedenes Talent an den Tag legte, und in denen er es dahin gebracht hat, daß er zum ſelbſtändigen Verſtändnis der in der Schule geleſenen Klaſſiker für wohlbefähigt zu erklären iſt. Bei der Interpretation derſelben gab er vielfache Beweiſe ſeines Scharfſinns und ſeines Strebens nach Gründlichkeit des Wiſſens. Beſonders aber bekundete er die Reife ſeines Urteils und die in ſeinem Denken herrſchende Ordnung, Beſtimmtheit und Klarheit in ſeinen ſchriftlichen deutſchen Arbeiten, in denen ſich zugleich eine große Gewandtheit und Korrektheit des Ausdrucks zeigte, von welcher er ebenfalls bei dem mündlichen Vortrage ſeiner Gedanken in freier Rede ſehr befriedigende Beweiſe gab.

Nach dieſem allen kann ihm das Zeugnis der Reife für die akademiſchen Studien mit der zuverſichtlichen Hoffnung erteilt werden, daß er in dem von ihm ge-

wählten Berufe eines jüdiſchen Religionslehrers dereinſt etwas Tüchtiges leiſten werde; und die beſten Wünſche ſeiner bisherigen Lehrer begleiten dieſen auch durch die Reinheit ſeines ſittlichen Charakters ihnen ſehr wert gewordenen Schüler bei ſeinem Übergange auf eine höhere Lehranſtalt.

Braunſchweig, den 9. April 1846.

Der Direktor des Obergymnaſiums.
Prof. Dr. G. T. A. Krüger.

„. . . halte ich das Bild Herbarts“ (S. 107). Das kulturhiſtoriſche intereſſante kleine Bild befindet ſich unter den ca. 80 Porträts (bedeutende, mit Lazarus befreundete Zeitgenoſſen), die von mir nach ihrer inneren geiſtigen Beziehung chronologiſch geordnet als „Nahida-Moritz-Lazarus-Stiftung“ dem Meraner Muſeum geſchenkt worden ſind. Die Sammlung hat in einem eigenen Zimmer ihre dauernde Stätte gefunden und bleibt nunmehr pietätvollen Beſchauern ein für allemal zugänglich.

Zu Abſchnitt III. „Univerſitätsſtudien in Berlin“ uſw. (S. 108). Um das Geſamtbild des Jünglings Lazarus zu vollenden, muß auch ſeiner eigenen ſittlichen Denkart und Lebensführung hier gedacht werden. In vornehmer Zurückhaltung ſchwieg er darüber, und kein Wort ſeines Diktates klärt deutlich darüber auf. Es war indeſſen die Zeit, in der ſich auch zu Frauen innigere Beziehungen ergaben. Mehrere ungewöhnlich bedeutſame Briefe an ſeinen Bruder, der ihm u. a. Arbeiten über den „Begriff der Tugend“ zur Einſicht ſchickte, gaben ihm Veranlaſſung zu eingehenden Erörterungen von ſolcher Reife des Urteils und Weite des Wiſſens, von ſolcher Schärfe der Kritik und Tiefe der Gedanken, daß es den ſtaunenden Leſer faſt unheimlich berührt. Ende Juni 1847 kündet er dem Bruder, daß er „ein neues Moralprinzip, gebaut auf Kant, Fichte und Schleiermacher, gefunden zu

haben glaube“ — und weiterhin: „Mein Selbſtgefühl wächſt mit jedem Tage.“ Ein Brief (9. Juli) beginnt vor Mitternacht und endet erſt am anderen Tage. Er iſt unerſchöpflich in ſeiner Hingebung, trotz Übermüdung und körperlichen Unwohlſeins. Unter den für alle Zeiten wertvollen Betrachtungen, die der an Jahren noch ſo junge, an Erkenntnis ſchon ſo reife Philoſoph anſtellt, iſt ihm ſelbſt diejenige über den Begriff der Pflicht die wichtigſte und naheliegendſte. Er fordert, „daß man die Tugend nicht mit Widerſtreben üben dürfe, weil ſie mir ſonſt keine Tugend iſt. Ich fordere die Tugendübung als Pflicht; die Freude iſt nur die begleitende Gemütsſtimmung . . .“ Ein Brief aus demſelben Jahr an eine Ungenannte (Sara Lebenheim?) ergänzt durch ein charakteriſtiſches Selbſtbekenntnis Lazarus' Auffaſſung der Moral. Das eigentümliche Schreiben beginnt mit Ausdrücken heftigen, ſchmerzlichen Zornes und fährt dann fort: „. . . in mir lebt auch ein Kern und Stern innerſten Weſens, den wir „Selbſt“ nennen, und dieſes Selbſt hat ein Bewußtſein und weiß ſich als „moraliſch“, aber es legt nicht den Maßſtab der Moralität an, den man aus dem Mittelſchlag der Menſchen abſtrahiert, ſondern den höchſten, tiefſten! Wiſſen Sie, richtende Freundin! daß die Moralität für mein Selbſt nicht wie bei vielen oder den meiſten Menſchen nur ein Schmuck oder Galakleid iſt, das man anlegt, wenn man in die Kirche oder zu einem Fürſten oder in Geſellſchaft geht, ſondern daß ſie das eigentliche Weſen, der Brenn- und Lebenspunkt, die Kraft und das Mark desſelben iſt. Wer darum meine Moralität, die ihren eigenen Maßſtab hat, angreift, der greift nicht eine Seite meines Selbſt, ſondern meinen ganzen Menſchen in ſeiner tiefſten Innerlichkeit an. Sie haben ſich damit entſchuldigt — (und Sie ſind damit entſchuldigt! —) daß Sie von anderen Menſchen auf mich geſchloſſen . . . aber ich glaube, daß Sie mich für etwas höher als einen All-

tagsmenſchen halten können, dürfen, müſſen. — Mehr als ein Alltagsmenſch will ich aber nicht ſein, durch Wiſſenſchaft, Kenntniſſe oder dergleichen, ſondern vor allem durch eine höhere, reinere, edlere Moralität!“ — Iſt dies Blatt nicht ein unſchätzbares Dokument zur Kenntnis unſeres Lazarus?

„Mehr das erſte als das zweite . . .“ (S. 109). An dieſer Stelle bat ich Lazarus, er möge mir zur Illuſtration dieſer Worte doch ein kleines Detail diktieren, denn wie gern habe der Leſer ſolche Einzelzüge, Intimitäten, Merkzeichen, die ihm Zeit und Menſchen erſt lebendig mache! Da erwähnte er die Reſtauration in der Papenſtraße, und wie zaubert dies unmelodiſche Wort einem nicht ein Stück Alt-Berlin vor die Seele!

„. . . An das Leſen des Paulus von Baur“ (S. 111). Ferd. Chr. Baur, der berühmte proteſtantiſche Theolog, war für Lazarus von ganz beſonderer Anziehungskraft. — Als er mir obige Worte diktierte, fragte ich: „Bruno Bauer?“ da fuhr er förmlich auf: „Ivo der Hajrle“ (eine ſeiner, an Auerbach erinnernden Späße, wenn er etwas verneinte); dann betonte er ausdrücklich: „Baur ohne e.“ Er knüpfte daran Bemerkungen gegen Bruno Bauer und für Ferd. Chr. Baur, die mir durch ihre Lebhaftigkeit, ich möchte faſt ſagen Leidenſchaftlichkeit des Tones unvergeßlich blieben. Lazarus beſaß eine derartige Modulation beim Erklären, daß man oft bloß durch den Ton blitzähnliche Erleuchtungen erhielt über das Gehörte. Ein Autodidakt, der etwa über Urgeſchichte des Chriſtentums, Entſtehung und Entwicklung der Dogmen uſw. ſich belehren wollte, wußte nun plötzlich, daß er Bruno Bauer vermeiden und Baurs klarer und geſunder Unterſuchungsmethode ſich anvertrauen durfte.

„. . . günſtige Wendung meines Geſchickes, welche ich beſonders . . . meiner Schwiegermutter verdankte (S. 117). Lazarus ſchätzte dieſe Frau außerordentlich; er rühmte ihre Feinfühligkeit und Güte, ihren Ernſt und bekannte, daß er es von Anfang an als ein Glück empfunden, ihr nahe zu treten.

„. . . die (Vorleſungen) vom alten Böckh (waren) mir die liebſten.“ (S. 119). Wie freudig ſah Lazarus immer aus, wenn er dieſen ſeinen Lehrer erwähnte! Nur ein Wort von ihm ſei hier wiederholt: Als Lazarus wegen der Schornſteingeſchichte Reiſegeld brauchte und die ſechs Taler ſparen wollte, welche die Exmatrikulation erforderte, und Böckh um Rat fragte, rauchte dieſer eine Weile ſchweigend vor ſich hin, dann ſchnauzte er den Wartenden grob-gutmütig an: „Gehen Sie doch in die Ferien! — Daß Sie gleich ein halbes Jahr wegbleiben wollen, brauchen Sie uns ja nicht auf die Naſe zu binden!“

Um den Ring meiner Ergänzungen zu ſchließen, ſei noch ein Wort von Lazarus zitiert, welches wie ein Siegel zu dieſem Buch erſcheint. Er ſagt: „Die Schilderung eines Charakters gewinnt durch die Darſtellung ſeiner Umgebung, ſeiner Vorfahren ebenſo an Klarheit des Ausdrucks und Kraft des Eindrucks wie ein vorzüglicher Punkt der Natur durch Beſchreibung der Umgebung. Bei einer Biographie muß das Kindes- und Jugendleben noch umſtändlicher veranſchaulicht werden als die ſpätere Zeit des Helden, ſowie der Sockel einer Statue breiter ſein muß als die Statue ſelbſt.“

KSIĄŻNICA PODLASKA im. Łukasza Górnickiego Nr 3661A KS. ARCHIWALNY w Białymstoku
Miejska Biblioteka Publiczna 12062 Białymstoku

J. Kauffmann Verlag, Frankfurt a. M.

In meinem Verlage erschien:

Die

Ethik des Judentums

Dargestellt von Professor Dr. Moritz Lazarus

Zweiter Band

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers
herausgegeben von
Dr. J. Winter und Prof. D. Dr. Aug. Wünsche

28 Bogen Groß-Oktav

Preis: Broschiert M. 4.—, in Leinen geb. M. 5.—, eleg. Halbfranzband M. 6.—

Die Presse urteilt:

„Mit großen Erwartungen sah man in eingeweihten jüdischen Kreisen der Veröffentlichung des zweiten Bandes von Lazarus' Ethik des Judentums entgegen, gab man sich doch der Hoffnung hin, daß dieser zweite Band ebenso wie der erste ein literarisches Ereignis ersten Ranges werden würde; und in der Tat, unsere Erwartungen sind mehr als befriedigt. Ein Werk liegt vor uns, das an Originalität und Fülle des verarbeiteten Stoffes aus dem ganzen reichen Schrifttume des Judentums in der jüdischen Literatur seinesgleichen sucht."

(Israel. Gemeindeblatt in Köln)

„... Kritische Leser werden aus diesem monumentalen Werke, das sich an das gebildete Judentum wendet, wegen der fruchtbaren Fülle der darin aufgespeicherten wertvollen Gedanken reiche Anregung schöpfen können ... Es ist eine Fundgrube für ethische Erkenntnis erschlossen ..."

(Das jüd. Blatt, Ansbach. 15. 12. 1911)

Frankfurt a. M. J. Kauffmann Verlag

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

J. Kauffmann Verlag, Frankfurt a. M.

Soeben erschien:

Moses ben Maimon

(Maimonides)

Sein Leben u. seine Werke von Dr. J. Münz

Broschiert M. 4.—, in elegantem Leinenband M. 5.—

Zwei Urteile:

„Das ist ein Buch, aus treuer und gewissenhafter Versenkung in das weitschichtige und umfangreiche Quellenmaterial erwachsen; das hält, was es verspricht. Mit Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse stellt es die Persönlichkeit des großen Universalgenies aus der maurisch-jüdischen Kulturära dar und führt mit sorgsamer Benützung der Maimonischen Schriften in das Wollen und Wirken des Mannes ein, der Richter-Rabbiner, Arzt und Weltweiser in einem zu sein vermochte ....."

„Ein Schlußkapitel gibt ein farbensattes, mit rührender Liebe gezeichnetes Bild von Maimonides Charakter, seinem Familienleben und seinem Heimgang. Wir können das bei aller Liebe mit anerkennenswerter Sachlichkeit geschriebene Buch wärmstens empfehlen; es ist ein würdiges Denkmal für den unsterblichen Genius des größten Sohnes Kordovas ....."

Rabbiner Dr. Beermann, Insterburg,
in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums", Berlin 1912, Nr. 15

Das „Israelitische Wochenblatt für die Schweiz" schreibt in seiner Nummer vom 12. 4. 1912:

„... Wir dürfen frei, ohne Übertreibung versichern, daß die Arbeit des Herrn Rabbiner Dr. Münz eine glänzende ist; sie verdient den Dank aller derjenigen Kreise, die die jüdische Gedankenwelt hochschätzen und sie als ein heiliges Erbe bewahrt und fortgepflanzt wissen wollen. Wir sprechen kein Wort zuviel, wenn wir noch hinzufügen, daß die Darstellung eine packende ist und auch jeder Laie das neueste Buch über Maimonides mit großem Nutzen und mit viel Freude lesen wird. Es ist ein Buch für den Gelehrten wie für das Volk, für die Juden und für jeden andern, der Interesse hat für die Gelehrten des Mittelalters ....."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

J. Kauffmann Verlag, Frankfurt a. M.

Soeben erſchien:

Denkmäler jüdiſchen Geiſtes

Herausgegeben von Dr. B. May und J. B. Levy

I. Band

Moſes Mendelsſohn

Eine Auswahl aus ſeinen Schriften und Briefen

Elegant kartoniert 90 Pfg.

Preſſeſtimmen:

„Dieſes Unternehmen, welches unſere Geiſtesheroen mit ihren eigenen Worten zu uns ſprechen laſſen will, iſt ein glücklicher Einfall und warm zu begrüßen. Die vorliegende Probe empfiehlt es auf das beſte."
(Dr. Blochs Oeſterr. Wochenſchrift, Wien. 4. 10. 1912)

„... Wer noch Sinn für wahrhaft „nährende" Lektüre hat, wer ſittliche Förderung und wahre Bildung für ſich und die Seinen ſucht, der leſe dieſes vortrefflich ausgeſtattete Buch, dieſe „Denkmäler jüdiſchen Geiſtes", die, nach dem niedrigen Preiſe zu ſchließen, ein jüdiſches Volksbuch werden wollen — und ſollten." (Allgem. Zeitung des Judentums, Berlin. 2. 10. 1912)

„Es wäre zu wünſchen, daß dieſes erſte der „Denkmäler jüdiſchen Geiſtes" die weiteſte Verbreitung findet und dadurch zur Kenntnis der jüdiſchen Geſchichte beiträgt. Das wird den Herausgebern auch ein Anſporn ſein, ihr Unternehmen in beabſichtigter Weiſe weiterzuführen." (Jüd. Blatt, Ansbach. 25. 9. 1912)

„... Wir legen es allen unſeren geſchätzten Leſern nahe, die kleine Ausgabe nicht zu ſcheuen und den erſchienenen erſten Band der „Denkmäler" ihrer Bibliothek einzuverleiben und ihn recht eingehend zu ſtudieren."
(Israel. Familienblatt, Hamburg. 25. 9. 1912)

II. Band

Gabriel Rieſſer

Eine Auswahl aus ſeinen Schriften und Briefen

Mit einem Bilde Gabriel Rieſſers

Elegant kartoniert 90 Pfg.

Frankfurt a. M. J. Kauffmann Verlag

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

19D62